

*Stadtbibliothek
18.10.1928*

Ostdeutsche Monatshefte

Städt. Bibliothek

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

1. Jahrg.

Oktober 1926

Heft 1



PFUNIO

Verlag: Georg Stille, Berlin NW 1

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.25 Goldfranken

28

Louis Schröder

Danzig, Große Schmachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Pottrus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

571]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

===== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten =====



Standard

Phoenix

der

deutsche

Tennis-Turnier-Ball

Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix A.G.

Harburg-Elbe

[501]

E 2463 II

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

10399 Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrg.

Oktober 1926

Nr. 7



Von Margret Heuser

Wie im Winde die Bäume sich neigen,
schwingt im ewig dunklen Schweigen
der Nacht die Seele hinauf und hinab.

Dunkel im Weiten schwebst du, Vollendung.
Ahnst du das Schicksal,
wähnst du die Sendung?
Lenkst du denn selber,
wirfst du gelenkt?

Ich aber bin trunken vom Wissen,
vom Sinken in mich zurück,
von all dem dunklen Müßen,
von all dem innern Glück.

Es kann uns nicht Liebe erlösen,
nicht Zeit, die vorüberstrich:
Von allem Guten und Bösen
erlöst du selber nur dich.

¹⁾ Wir weisen auf die starke Erzählung „Wilhelminchen“ der noch unbekannten jungen Dichterin hin, die im Januarheft 1926 der „Ostdeutschen Monatshefte“ erschien. (Jahrg. VI, Heft 10.)

1927: 1724

Die Mosaikbildkunst der Gegenwart

Von Dr. Otto Brattskoven

Aus dem Drang, die künstlerische Darstellung ähnlich den Ideen der Romantiker und Nazarener nicht allein mit einer artistischen Ausprägung eines Ausschnittes der Natur genug sein zu lassen, sondern sie auch mit tiefer liegenden Gedanken zu verwurzeln, erwuchs die Mosaikbildkunst der Gegenwart. Gepflegt wurde sie auch



Ausschnitt aus den Mosaiken für die
Kathedrale in St. Louis
Entwurf: F. Baumhauer

im 19. Jahrhundert, aber sie wurde meist zu rein dekorativen Schmuckformen und zu Ornamentierungen benutzt, und wenn sie, wie zumal am Anfang unseres Jahrhunderts, gelegentlich zu bildlichen Darstellungen herangezogen wurde, so zeigt sie — als Beispiel möge etwa Arthur Kampfs Mosaikbild über dem Portal des Berliner Doms herangezogen werden — in der Durchführung ein Uebernehmen technischer Mittel, die dem besonderen Material nicht angemessen sind und die spezifische Wirkungsmöglichkeit so unterbinden. Es konnte sich nicht darum handeln, naturalistische Wirkungen zu erzielen, sondern die Form muß sich einem Stil

anpassen, der über die Realität hinaus von Ausdruckskraft und überzeugender Idealität getragen ist.

Die Mosaiken der Vergangenheit, zumal in der Hochblüte während des 4. bis 6. nachchristlichen Jahrhunderts, besitzen diese monumentale Gewalt in stärkstem Maße. Getragen von der Gedankenwelt des frühchristlichen Glaubens offenbaren sie neben ihrer technischen Vollkommenheit und stilistischen Vollendung alles, was dem alltäglichen Leben tieferen Gehalt gibt: transzendente Be-



Moderne Nachbildung: Theodora mit Gefolge (Ravenna)

deutsamkeit, Schaffung von Symbolen und Tiefgründigkeit der gefühlsmäßigen Verknüpfungen. Die Hauptwerke dieser, lange Zeit kaum beachteten Kunstübung befinden sich in Rom, Neapel und Ravenna und sind ihrerseits von der römischen Kunst nicht unbeeinflusst geblieben, wie überhaupt die frühchristliche Kunst römische Motive und Anregungen für ihr Leben auswertete.

Weniger bekannt ist die Herkunft der mosaizistischen, auch musivisch genannten Kunstübung. Allgemein nimmt man den Orient als Ursprungsland an. Einige Stellen im Alten Testament, u. a. im Buch Esther, glaubt man zur Erhärtung dieser Behauptung entsprechend interpretieren zu können. Sicher ist es, daß die Griechen sich mit der Mosaikbildkunst beschäftigt und auf dem Wege über

Unteritalien den Römern starke Anregungen gegeben haben. Die Mosaikarbeiten der Römer schließlich sind durch die Ausgrabungen in Pompeji (Fußbodenbelag und besonders die bekannte „Alexander-schlacht“) und durch zahlreiche Funde in allen ehemaligen Teilen des römischen Reiches, in Deutschland vornehmlich in der Umgegend von Trier, umfangreich bekannt. Die anschließende christliche Kunst macht eine gewisse Entwicklung durch, die einerseits in einer geradezu impressionistisch zu nennenden Auflöserung der Strenge,

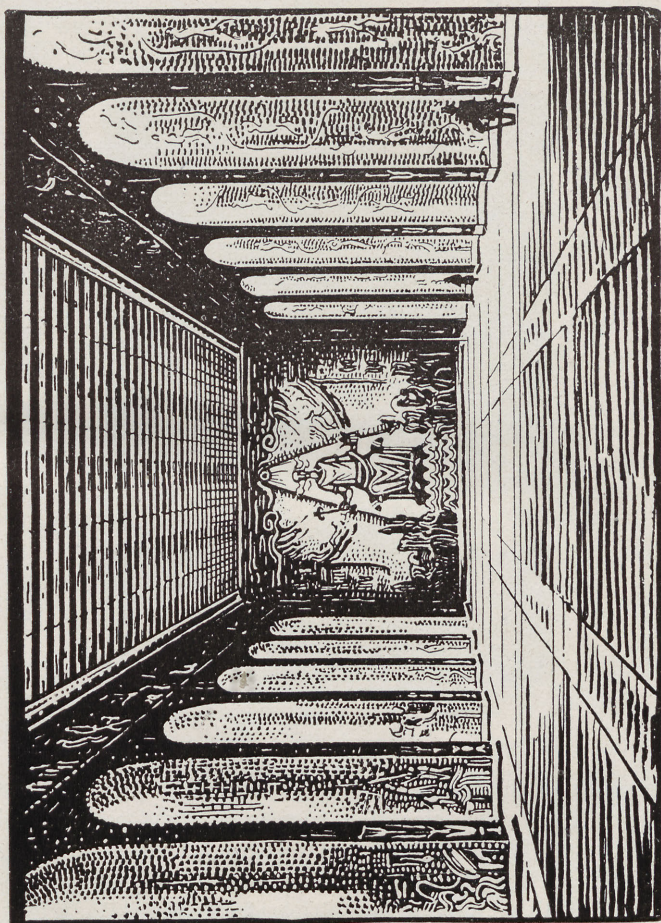


Ausschnitt aus einem Apfismosaik einer Kirche in Norwegen

Entwurf: Em. Vigeland, Christiania

andererseits in dem dogmatischen Schema des byzantinischen Stils ausmündet. Aus der karolingischen Zeit ist es bekannt, daß Karl der Große das Aachener Münster mit Mosaiken hat ausschmücken lassen, deren Wesensgehalt uns allerdings trotz erhaltener Aufzeichnungen und einer Zeichnung schwer vorstellbar ist. Der romanische Stil erwirkte eine Neubelebung, die auch in Italien sehr fruchtbar wurde und in Deutschland, zumal in Köln die Fußbodenmosaiken, und in Frankreich bodenständige Eigenarten hervorrief. Während der Kreuzzüge wurden auch in Palästina die Kirchenbauten mit Mosaiken geschmückt, später jedoch zeigt es sich, daß das Ornament immer mehr die monumentale Darstellung überwuchert. Erst im

14. Jahrhundert, und unter den geistigen Voraussetzungen der anbrechenden Renaissance wird Italien wieder das Hauptland der Mosaikbildkunst, um folgend bis zur Gegenwart, allerdings mehr reproduktiv als schöpferisch, die handwerkliche Pflege dieser Kunstgattung stets beizubehalten. Am Anfang dieser Tradition gingen viele Einflüsse auf das übrige Europa aus. Besonders nach Böhmen



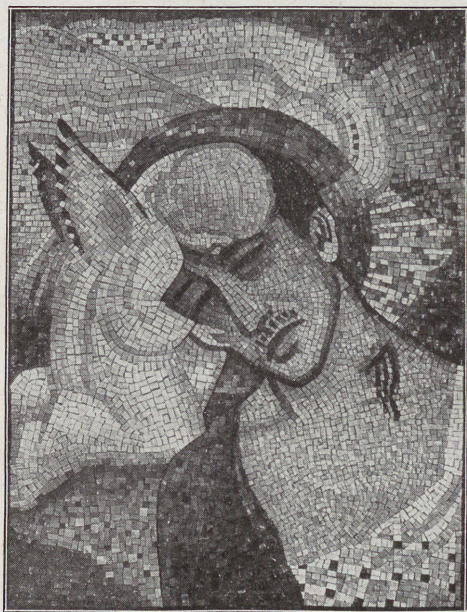
Goldner Saal des Stadthauses in Stockholm Mosaiken: Einar Forseth

wurden italienische Mosaikkünstler berufen, die anschließend auch in der Marienburg und Marienwerder tätig gewesen sind.

Der Niedergang des tiefen Gehalts in der Mosaikbildkunst ist darauf zurückzuführen, daß die vorwiegend verlangte bildmäßige Reproduktion nur technische Könner hervorbrachte und die Zeitströmungen auch wenig metaphysische Sehnsüchte aufwiesen.

Immerhin blieb die Technik lebendig und die Durchführung des Mosaiks, also die Inkrustation aus Würfeln von Naturstein, gebranntem Ton oder Glasfluß, hatte hierin ebenso ihre Grundlagen wie in der nie abbrechenden handwerks- oder fabrikmäßigen Herstellung der nötigen Materialien.

In der neueren Zeit wurde, wie schon erwähnt, wieder auf die Mosaikdarstellung zurückgegriffen, aber die Resultate waren entweder durch ihren Naturalismus mit perspektivischen Mitteln nicht mehr als äußerlich überzeugend, oder aber die stilistische Abhängig-



Märtyrer: von Peter Hecker, Köln

keit von den alten Vorbildern trat allzu auffallend hervor. Am bemerkenswertesten sind eigentlich nur reine und mit vorbildlicher Sorgfalt durchgeführte Kopien, unter ihnen die Uebertragung eines italienischen mittelalterlichen Mosaiks in die Friedenskirche zu Potsdam auf Veranlassung von Friedrich Wilhelm IV. und neuerlich durch den Aufwand an Mühe geradezu imponierende Nachbildung alter Werke (Abb.) durch die Werkstätten Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff in Berlin-Treptow.

Mit der Abwendung vom Naturalismus in der bildenden Kunst war es verständlich, daß sich die Künstler darum bemühten, ihren neuen Formwillen in monumentalen Aufgaben und Techniken auszuprägen. Interessant ist es, daß schon 1908 Emil Nolde eine

„Madonna“ in Mosaik schuf. Wichtig durch seine Anregungen ist Thorn-Prikker, wenn er auch mit seinen Mosaiken die einzigartige Tiefe seiner Glasgemälde nicht zu erreichen vermochte. Ausgesprochen geistig im Sinne unserer Zeit, ohne der religiösen Pose zu verfallen oder die artistische Form zu verfälschen, ging Max Pechstein bei



Max Pechstein: Mosaik im Kunsthaus Gurlitt in Berlin

der Durchführung eines biblischen Zyklus im Kunstsalon Gurlitt in Berlin vor. Gewiß dekorativ und mit illustrierendem Charakter, aber in der Auswertung des farbigen Gesteins, das hier im modernen Verfahren in Flächen freien Putzes eingestreut ist, lebenssteigernd und seelische Bezirke ohne Ueberhebung natürlich und sicher erreichend.

Gleich ihm besitzen auch die modernen Schweden und Norweger in ihren Mosaiken religiösen oder historischen Inhalts eine der Gegenwart angemessene, seelischen Ausdruck beinahe mühelos erreichende und gleicherweise Geist wie Volkstümlichkeit atmende Kraft und Sicherheit. Hervorzuheben ist Emanuel Vigeland, der in einer Kirche in Bergen der Legende des verlorenen Sohnes eine eigenwillige, auf tiefen Blaugrund gestellte und in der heimischen Tradition ruhende Darstellung verliehen hat. Noch bemerkenswerter ist Einar Forseth, der besonders den „Goldenen Saal“ des neuen Stadthauses von Stockholm mit Mosaiken auf kühlem Goldgrund ausgestattet hat. Gestalten und Ereignisse der schwedischen Geschichte und Motive religiösen Gehalts sind hier in gewisser Anlehnung an die nordische primitive Malerei gestaltet, die Vereinfachung aller Einzelformen verbindet sich überwältigend mit der Gesamtheit der an sich kühlen, aber reichen Mosaikpasten, und man geht mit der Ansicht kaum fehl, wenn man die Behauptung ausspricht, daß hier der bedeutendste Repräsentationsraum der Gegenwart mit modernen Mitteln und Anschauungen geschaffen worden ist.

Für die deutsche Mosaikbildkunst hat es in der Gegenwart leider nie derartige Aufgaben gegeben. Selbst die kirchlichen Aufgaben sind dünn gesät und werden meist an fast ausschließlich im Dienst der Kirche tätige Künstler vergeben, unter denen Peter Hecker und Felix Baumhauer durch ihre überzeugende Bemühung um Vereinheitlichung von gegenwärtiger Kunstauffassung und kirchlichen Anforderungen die wichtigsten sind. Von bekannteren Künstlern hat eigentlich nur Carl Kaspar eine von Erlebnisfülle durchpulste „Auferstehung“ für eine süddeutsche Kirche geschaffen, ohne jedoch die Unruhe seiner Staffeleimalerei zugunsten einer strengen Monumentalität vollkommen überwinden zu können. Wichtig und zukunftssträchtig schließlich ist Ewald Dülberg, der mit seinem gewiß auch vom Verstand bestimmten neuen Form- und Farbversuchen bisher noch keine größere Aufgabe gefunden hat. Die Art seiner Auffassung trägt in sich die Vorzüge und Mängel unserer nicht ganz sicher zwischen Geist und Gefühl pendelnden Zeit, die nur dann künstlerisch-schöpferisch überwunden werden wird, wenn man ohne Sentimentalität sich auch zeitweilig zu den Mängeln bekennt. Auf dem Gebiet der Mosaikbildkunst scheint Dülberg deshalb auf diesem Wege zu sein, weil seine jetzigen Mosaiken zwar noch ungemein problematisch sind, aber auch von dem Willen zur Erfassung neuer Darstellungsweisen einzigartig getragen werden.

Anmerkung: Die Abbildungen wurden von den Werkstätten Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff in Berlin-Treptow freundlichst zur Verfügung gestellt. In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß besonders diesen einzigartig darstellenden Werkstätten ein Hauptverdienst in der Wiederbelebung der Mosaik- und Glasbildkunst zukommt. Ähnlich den Dombauhütten des Mittelalters haben sie den Künstlern Anregung gebracht, haben sie herangezogen und haben uneigennützig neuen Ideen zur Wirklichkeit verholfen.

Vom Wesen der Marionetten

Von Carl Meißner

I

Man muß über diese Dinge schreiben, man muß sich zu seiner Liebe für die Marionettenkunst bekennen! Ist es mir doch erst vor zwei Tagen wieder begegnet, daß ein wirklich kultivierter, vielseitig interessierter Mann, als ich ihm von dem für mich nicht erschöpfbaren Reiz der Marionette sprach, zu mir sagte: „Eine halbe



Figuren zu einem Hans-Sachs-Schwank

Stunde ja! Länger halte ich es nicht aus. Das ist doch nur etwas für Kinder!" Es stellte sich dann freilich heraus, daß er noch nichts Rechtes davon gesehen hatte.

Das hübsche Gegenbildchen ist nun gerade zehn Jahre alt. Es war als Ivo Puhonnys Baden-Badener Marionettentheater unter dem damals neuen Direktor Ernst Ehlert in dem reizenden Sälchen neben dem Theater des Westens in Berlin seine Winterspielzeit hatte. Warum hat damals wohl Gerhardt Hauptmann — die Tatsache ist historisch — dem schön gallonierten Billettboy des Theaterchens einen Taler geschenkt? Sicherlich nicht, weil ihm die Eindrücke der Bühne gleichgültig gewesen sind, sicherlich weil sie ihn gefreut haben und es geht sogar die Mär, daß er selber Lust empfunden habe, für die Marionettenbühne ein Stück zu schreiben. Die freien

und großen Möglichkeiten, die diese Schaubühne über die Menschenbühne hinaus bietet, mögen ihn gelockt haben.

„Nur für Kinder?“ Lieber Freund von vorgestern: „Auch für Kinder!“ Freilich, die Freude der Kinder an der Marionette ist unerschöpflich. Aber das Kind ist ja nicht nur naiv, das Kind ist auch — genial! Sein Instinkt weiß noch von Dingen, die dem Erwachsenen sein stolzer Intellekt verdeckt. Es waren immer Zeiten verfeinerter Kultur, die die Marionettenbühne aus der Nur-Kinderkunst heraus hoben und ihr das Recht gaben, Kunst, Kunst auch für die Erwachsenen zu sein. Vom indischen Dichterkönig Kalidasa über Shakespeare und Goethe bis — siehe oben — Gerhardt Hauptmann haben nicht die schlechtesten Erwachsenen Freude am künstlerischen Spiel der Marionette gehabt. Auch in Cervantes Don Quichote spielen Marionetten.

II

So ist denn wohl eine kurz zusammenfassende Erinnerung an geschichtliche Tatsachen die zunächst gegebene Form, um dem leichten Völkchen sein gebührlches Schwergewicht zu verschaffen.

In drei Formen hat sich das Puppenspiel entwickelt. Im Anfang, schon in ganz grauen Zeiten war im ganzen Orient das Schattentheater: die Leinwand mit der breiten Lampe dahinter, zwischen denen die Silhouettenpuppen, an Stäbchen von unten oder von hinten geleitet, ihr Spiel trieben. Bei den Siamesen diente es z. B. als heiliges Spiel um die Vorgänge des National-Epos sinnfällig zu machen. Die zweite Form war, was wir in Deutschland Kasperletheater nennen. Körperlich sichtbare Puppen, die von unten auftauchen, meist von der Menschenhand ausgefüllt, also meist nur zu zweit agierten. Dies Theater war ganz überwiegend für das Kind. Denn in ihm regierte Freund Kasperle und löste mit immer prügelfreudiger Pritzsche jede szenische oder seelische Schwierigkeit. Diese Form der Puppenbühne ist ebenfalls uralte und international und findet sich schon bei den Indern. — Eine Zwischenform begrenzter Gültigkeit ist das japanische Puppenspiel, wie es heute noch lebendig ist. Dort erscheinen hinter den Puppen, die nahezu lebensgroß, ja überlebensgroß sind, oft mehrere Puppenführer auf der Bühne, um das komplizierte Scheinlebewesen zu bewegen. Die Illusionsfähigkeit des Japaners fühlt sich dadurch nicht gestört. — Die dritte Form aber bietet die reichsten Möglichkeiten auch nach der Seite einer möglichst vollkommenen Illusion und sie hat auch die weitaus reichste Entwicklung gehabt. Es ist die von oben an Fäden in allen Gliedern lenkbare Puppe, die eigentliche Marionette. Auch diese Form ist in Asien ausgebildet und ihre Möglichkeiten auch für das Außer- und Unmenschliche phantastisch genutzt.

Das reichste Leben gewann das Marionettenspiel aber doch in den letzten 400 Jahren in Europa, und zwar vor allem in Italien, Frankreich und Deutschland. Wurde es in Italien, wo es heute noch lebt, früh zur Freude der Gebildeten der Renaissanceblütezeit zur „Comedia del Arte“, so wurde es in Frankreich in zierlichsten Formen sogar offizielle Hofkunst. — In Deutschland, wo es teils Mysterienspiel, teils Burleske war, blieb es stets mehr volksmäßig und entwickelte sich gerade in Zeiten, wo der lebendige Mensch



Szenenbild „Goethes Faust“, Vorspiel auf dem Theater

stark gebraucht und verbraucht wurde, im Dreißigjährigen Krieg mächtig. — So geistreich, phantasievoll und zierlich es die Romanen zu pflegen wußten: wir Deutschen zogen das beste Resultat heraus. Neben dem frohgemuten Kasperle tritt schon Ende des 16. Jahrhunderts die Gestalt Dr. Fausts, des um Glück und Erkenntnis ringenden Menschengeistes. Die Puppenkomödie von Dr. Faust spukt in oft rohen Formen über die Bühne, aber sie ist nicht tot zu kriegen — und gibt dann unserem größten Dichter den Stoff für sein tiefstes Werk!

In den Anfängen des 19. Jahrhunderts bekam das Marionettentheater durch die Romantiker Tieck, Arnim, Eichendorf, die dafür schrieben, neues literarisches Leben.

III

Hier endigt die eigentliche Geschichte und beginnt die Zeit, die aus der Marionettenliteratur noch lebendig zu uns hinüberwirkt. So hat zum Beispiel des frommen Mahlmanns höchst munter frivoles Spiel „König Violon und Prinzessin Clarinette“, ebenso wie Castellis Raffael, bei Puhonny fröhliche Urständ erlebt. Aber auch das Nachdenken über das Wesen der Marionette beginnt nun mit echtdeutscher Gründlichkeit. Heinrich von Kleist hat zwar nicht für das Marionettentheater, aber er hat „Ueber das Marionettentheater“ geschrieben und dabei in einem wiedererzählten Gespräch mit einem Tänzer einiges sehr Wichtige deutlich gemacht. Zunächst läßt er sich — scheinbar — belehren über das, was er weiß: daß nicht nur der „Mechaniker“, sondern auch der Puppenführer ein gut Stück Künstler gewesen sein müsse, um uns durch „Ruhe, Leichtigkeit und Anmut“ der Marionettenbewegung in Erstaunen zu setzen. Dann aber kommt das Gespräch auf den „Vorteil, den diese Puppen vor einem lebendigen Tänzer voraus haben“, und da blizt schon eine sehr wichtige Erkenntnis auf: „der Vorteil? Zuwörderst ein negativer“ — die Puppe kann sich nicht zieren. Sie folgt am Faden der lenkenden Hand, oder ihre losgelassenen Glieder schwingen als Pendel aus. Dann aber spricht er die Hauptsache aus: „Es haben diese Puppen den Vorteil, daß sie antigrav sind. Von der Trägheit der Materie, dieser dem Tanze entgegenstrebendsten aller Eigenschaften, wissen sie nichts, weil die Kraft, die sie in die Lüfte hebt, größer ist als jene, die sie an die Erde fesselt.“ Man kann das Eine, was der Marionette gegenüber der Menschenbühne die natürliche Ueberlegenheit gibt, nicht präzisier bezeichnen.

Aber das ist nur das Eine und betrifft nur die eigentümliche Freiheit, die entwirklichende Leichtigkeit ihrer Bewegung. Auf der Marionettenbühne ist das Fliegen ohne Apparat längst erfunden. Mephisto und der Auerhahn, die See Zimberimbimba und das Gespenst sind Luftgeister. Aber jede andere Puppe ist fast schwerlos, ist der gelöste, der befreite Mensch. Ihre „Erdschwere“ ist rein passiv. Geleitet werden die kleinen bewegten Kunstwerke anders als der Mensch, „nur von oben“.

Zur Freiheit der Bewegung kommt dann aber die Freiheit in der Gestaltung der Form. So sehr er sich auch ausstopfen mag, so stark er sich auch schminkt, soviel er sich auch anklebt, nie wird der Menschenkörper so das Phantastische und Groteske erreichen können wie die Puppe. Alles ist ihr möglich, oder besser dem Künstler möglich, der diese kleinen Kunstwerke schnitzt und gewandelt. Ueber die Art, Typen aus ihnen zu machen, hat Ivo Puhonny kluge Dinge gesagt.

IV

Pocci und Puhonny. Im gleichen Jahre, in dessen Frühjahr wir den 50. Todestag Graf Poccis, des klassischen Dramatikers der Marionettenbühne, begingen, wird der Mann 50 Jahre alt, dessen Kunst die kleinen Schauspieler zu schaffen wir es hauptsächlich danken, daß die Marionettenbühne heute in Deutschland auf einer Höhe steht, die sich mit ihren besten Zeiten in Italien



Pater Bren

und Frankreich vergleichen läßt. Nichts als Gutes über die zwei Münchener Marionettentheater, die neue Züricher Marionettenbühne der Kunstgewerbeschule, die sehr stilistisch reizvollen Puppen, welche Teschner in Wien geschaffen hat, und die Varietéspele von Schichtel und Teubner. Sie alle haben mitgeholfen, daß in Deutschland wieder Leben in das Spiel der Marionette kam. Aber ihr aller Meister bleibt doch Ivo Puhonny.

Schlank und froh und ohne alles unnötige Beiwerk steht die verjüngte Marionettenkunst in seinem Theater vor uns. Welche Kraft im Ernst und im Humor immer einfach zu charakterisieren!

Die durch und durch künstlerische Sparsamkeit der angewandten Mittel hat Puhonny auch in den Szenenhintergründen. Der Umbau ist stets einfach und geht schnell. Und doch wieviel Stimmung ist in der Szene, wie sinnvoll ist alles gelöst. Nichts wird von Dekorationskünsten überwuchert. Was ich an diesem Meister der Marionette so besonders liebe, ist die vollkommen kindhafte Einfachheit seiner Phantasie in Vereinigung mit einer aus reicher Weltkenntnis erwachsenen großen Sicherheit des Geschmacks. Er sagt es uns selbst, sein Schnitzmesser und seine Phantasie gestaltet



Figuren zum Mirakelspiel Wilhelm v. Scholz' „Herzwunder“

nicht Individuen, sondern schafft Typen. Die Bilder unseres Heftes geben den vielfachen Beweis. Da ist Bauer und Bäuerin von Hans Sachs, wie wir sie heute kaum noch in der Wirklichkeit finden würden und also nur mühsam mit lebenden Menschen darstellen könnten. Da ist — von Goethe selbst schon als Typen gedacht — der Direktor, der Dichter, die lustige Person zum Vorspiel des Faust. Da ist Goethes Pater Brey mit aller Pfiffigkeit des verschlagenen Weltgeistlichen. Da ist auch im tiefen Ernst seiner Andacht der Mönch in verschiedenartiger Ausprägung für Wilhelm von Scholz's „Herzwunder“ und für das mittelalterliche Mysterienspiel „Marienklage“, eine Madonna, die im feierlichen Rhythmus ihrer Bewegungen seltsam erschüttert. Da ist dann wieder die Welt des

Barock und Rokoko zu Mahlmanns „König Violon“ in zierlich grotesken Gestalten. Die Puppen zu der japanischen Posse „Die Buße“ sind nicht etwa Nachahmungen japanischer Figurinen und Holzschnitte, sondern sind Ergebnisse eigener Anschauung auf einer Weltreise. Da ist dann aber auch die Jenseitswelt, zu der die drei ältlichen Jungfrauen in Hans von Gumpenbergs „Spuckhaus“ sich so eigentümlich hinsehen, und aus der dann — als ein Spott auf



Figur aus Mahlmanns „König Violon“

den allzugläubigen Offenbarungsspiritismus nicht etwa auf okkultistische Forschung überhaupt — die aus Langeweile polternden Jenseits-Hausknechte herniedertrampeln. Eulenberg's „Wunderkur“, Schmidtbonn's „Helena im Bade“, Ludwig Thomas „Duell“, Polgar-Friedemann's „Talmas Tod“, Wedekind's „Tod und Teufel“ werden ebenso stilvoller mit charakteristischen Schauspielern lebendig gemacht, wie die Fülle der Gestalten, die vom Puppenfaust über Poccis Meisterwerke und Eichrodts „Froschprinz“ bis „zum gestiefelten Kater“, der nächstens uraufgeführt werden soll, unsere Märchen- und Zauberwelt aufleben lassen. Da ist heiterer grotesker Orient

und da führt der kleine Tuno als Conférencier die immer größer werdende Schar seiner Solokünstler auf die Szene: Tänzer und Tänzerinnen, Sänger, Virtuosen, Bocker.

V

Es gibt in Baden-Baden einen Boden. Er liegt in Ivo Puhonnys Haus in der Herchenbachstraße. Da war ich vor Jahren einmal allein. Traumhaft still hing da um mich an ihren Fäden diese — Gestaltenwelt! Es ließ sich sinnen und manches denken. Nachdenken über die „Geduld der Materie“! Ach, wie zufrieden würden die Direktoren unserer Menschenbühnen sein, wenn sie ihre Schauspieler auch so friedlich aufhängen und nur zum Gebrauch herunternehmen könnten! Und doch wie lange Übung der Hand, wieviel dramaturgische Ueberlegung, wieviel Regiekunst bedurfte es, bis Direktor Ernst Ehlert, der übrigens als Kind einer alten Danziger Familie das Licht der Welt in Danzig erblickt hat, um zum Beispiel auf den Gastspielreisen der kleinen Bühne in der Schweiz und in Holland diese Fülle enthusiastischer Presseurteile zu erobern. Dazu gehören nicht nur „die hervorragenden Sprecher“, die die Züricher Volkszeitung lobt, das heißt die Männerrollen Ernst Ehlerts und die Frauenpartien Frau Wally Ehlerts, seiner vielseitig begabten getreuen Helferin, dazu gehört nicht nur „die unglaubliche Geschicklichkeit, mit der die Puppen an ihren Fäden dirigiert werden“, die das Berner Tagblatt rühmt, dazu gehört auch ein eindringliches Studium der Möglichkeiten seines „Materials“, eben der Puppe. In der Zeitschrift „Das Puppentheater“ — jawohl, eine eigene Zeitschrift — hat Ehlert über seine Inszenierung von Wedekinds „Tod und Teufel“ einiges gesagt, was unsere Bemerkungen über die größere Freiheit der Bewegung gegenüber dem Menschen zur größeren und andersartigen Ausdruckskraft der Bewegung der Puppe weiterführt: „Bei Wedekind ist's das Typisierte, bei aller scheinbaren Realistik doch „Entmenslichte“, was der Puppe so stark entgegenkommt. Als ich dies Werk einstudierte, war ich mir natürlich völlig klar über die Form und über den eng miteinander verbundenen Sprach- und Gebärden-Rhythmus. Aber wie hoch wurden meine Erwartungen und Hoffnungen übertroffen, als erst meine Mitarbeiter die Eigenheiten und die subjektive Behandlung der neuen Puppen in der Führung gemeistert hatten! Von Probe zu Probe eröffneten sich neue Möglichkeiten für die Gebärdensprache, und so fanden wir in erstaunlich kurzer Zeit einen Darstellungsstil, der vielleicht die Lösung für die Wedekindsche Tragikomödie bedeutet. Eine Lösung und einen Stil freilich, der eben nur der Puppe möglich ist, und den der Menschendarsteller niemals sein eigen wird nennen können. Was bei der Menschenbühne brutal, roh, ja gemein wirkt

und wirken muß, wird bei der Puppe selbstverständlich grotesk und deckt die innere Wahrheit auf, die in der Paradoxie zu tiefst verborgen liegt. Entmenslicht wird alles — es ist Spiel da oben, nicht krasse Wirklichkeit!" Eben weil diese krasse Wirklichkeit uns auf den Menschenbühnen neuerlich etwas zuviel wird, erleben wir ja heute nicht selten den Versuch, Menschenspiel so zu inszenieren, als sei es Marionettenspiel!

VI

Es war im Frühling dieses Jahres. Ich saß im Baden-Badener Theater und sah und hörte eine Posse. Sie war gar nicht schlecht



Szenenbild aus dem japanischen Spiel „Die Buße“

und wurde auch gut gespielt. Aber nach dem zweiten Akt hatte ich's satt und ging hinüber ins Kurhaus, wo Puhonnys Marionettenbühne ihre Sommerspielzeit hat. Der kleine Tuno hatte schon seine unübertrefflichen hypnotischen Künste frei nach Leo Erichsen ausgeübt und dabei das Schwergewicht seiner Versuchspersonen gänzlich aufgehoben. Ich erwischte noch den letzten Akt von Poccis „Drei Wünschen“ — und eine Märchen- und Traumstimmung war da. Christian Morgensterns Szene „Egon und Emilie“, das sozusagen einseitige Duo einer Frauenstimme, die ihren Mann vergeblich zum Reden bringen will, übte — zum wievielten Mal? — seine grotesken Reize. Und dann kamen sie — meine geliebten Solom Marionetten. Pepito Bambinowski kam, der unpassende Knabe und unübertreff-

liche Xylophonvirtuose! Das Männerquartett sang tiefgefühlte: „Wer hat dich, du schöner Wald“, und Tsching und Tschang, die unverwundlichen chinesischen Grotesktänzer, tanzten wie nur Uebermenschen tanzen können. Was, fragte ich mich, schafft bei dir, der du doch ein wählerischer Gefell bist, die immer erneute Zufriedenheit mit diesem Spiel, das ein befreites, meist groteskes Spiel mit dem Leben ist? Die Marionettenbühne ist nicht nur dazu da, daß wir wieder werden wie die Kindlein, obgleich vor ihr das Stück „Kind“, das sich jeder rechte Mensch bewahrt haben sollte, seine Freude hat,



Figuren zu H. v. Gumpenbergs „Das Spukhaus“

nein, sie ist auch dazu da, damit wir weiser und ruhiger werden! Sie kann uns heute im wahren Sinne des Wortes „die Zeit vertreiben“ und unser ewiges Gefangensein in ihr. Sie bringt Zeitvergessenheit, aber auch Zeitüberlegenheit. Das kann uns die Menschenbühne schwer geben. Da spielt und agiert unseresgleichen. Hier aber finden wir, was Wilhelm von Scholz in dem Marionettenaufsatz seiner „Gedanken über das Drama“ vielleicht den „höchsten Gipfel der Kunst“ nennt: „Das Auflösen aller Dinge und Begebenheiten des menschlichen Lebens in die heitere Unwirklichkeit der großen Komödie.“

VII

Kino und Radio hat mit der Masse auch das Geschäft. Das Kinogeschäft ist schon so gut, daß es heute von Amerika aus- und

aufgekauft wird. Ob die fünf Prozent Kunst, die namentlich im guten deutschen Film allmählich dazu gekommen waren, in Zukunft ihren Kurs halten können, ist übrigens, trotz der Mittelfülle, ungewiß. Der amerikanische Massenimport drückt heute schon in Deutschland das Niveau.

„Ivo Puhonny und sein Mitarbeiter Ernst Ehlert haben sich die künstlerische Reformierung des Marionettentheaters zum Lebens-



Das moderne Tanzpaar
Fräulein Totalia Meschuggerewska und Partner

ziel gesetzt und mit ihrer Arbeit etwas so Vollkommenes erreicht, daß es kaum mehr übertroffen werden kann“, so urteilt das Berner Tagblatt. Das ist ein Ergebnis stiller deutscher Kulturarbeit. Kann in jedem kleinsten Städtchen ein Kino sich halten, so sollte wenigstens in jeder größeren deutschen Stadt einige Tage, einige Wochen des Jahres die Marionettenbühne spielen. Denn hier ist auch Kunst fürs Volk, Kunst für den Menschen von 8 bis 80 Jahren, die echte Freude bringt.

Aber das Echte, und sei es noch so leicht und hell, hat es in dieser wirklich etwas allzu unvollkommenen Welt immer schwer.

Zwei Gesänge aus dem Epos „Peter Camin“

Von Hans von Hülßen

Vor bemer kung: Diese Dichtung, die von den wunder-vollen, echt volkstümlichen „Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel“ von Carl Scholl angeregt wurde und auf ihnen fußt, hat den Verfasser im Jahre 1923 eingehend beschäftigt. Mehr als die Hälfte des auf zwölf Gesänge angelegten Werkes wurden damals, in Bozen und auf Hiddensee, niedergeschrieben. Wenn er sich nun zur Herausgabe eines Bruchstückes entschließt, so deshalb, weil er insgeheim hofft, durch diese Veröffentlichung zu neuer Beschäftigung mit dem einst so heiß geliebten Stoffe und vielleicht zur Fertigstellung des Werkes angeregt zu werden.

Erster Gesang

Als von der Kirche die Glocke den Feierabend gerufen,
ließ seine Arbeit der Böttchergesell — er ordnete sorgsam
Hobel und Hammer und Meißel und Zangen in Schränke und Schübe,
rollte beiseite das fertige Faß, das letzte — er hatt' es
eben vollendet: es prangte gar lustig im Schmuck seiner Reisen —,
legte wie immer des Abends die Späne beiseit in die Ecke,
deckte die Hobelbank zu mit dem Plane nach seiner Gewohnheit
und betrachtete sinnend die Werkstatt und nicht ohne Wehmut.
Danach vom Nagel langt' er den Rock und fuhr in die Ärmel
hurtig und ging durch den Schnee des verwehten Hofraums hinüber
in das Vordergebäude: zur Linken ließ er die Küche,
wo die Meisterin stand im Wrasen der präpelnden Pfanne
(Plinsen buk sie: er sah's durch das gläserne Fenster der Flurtür)
und ging geradenwegs zu auf die Tür zu der vorderen Stube.

„Immer herein!“ erklang's auf sein Klopfen; er klinkte die
Tür auf,

schob sich ins Zimmer und zog sie behende ins Schloß, daß vom Flure
nicht der eisige Wind in die wärmliche Stube ihm folge.
Drinne war's mollig: es fauchte der Ofen gewaltig vor Hitze,
daß er fast barst. Schon brannt' auf dem Tische die schimmernde Lampe,
und im behaglichen Licht saß der Meister und schmauchte die Pfeife,
qualmige Wolken ausatmend, die schwadig die Lampe umzogen.

„Nun, mein Peter, was gibt's?“ So ließ aus der Ecke des Sofas
Meister Prißel sich hören: „Was bringst du oder was holst du?“

Peter Camin stand verlegen im Schatten der Türe — nicht konnt' er
finden die Worte, ob hundertmal auch bei der Arbeit des Tages,
heute wie gestern, ja wochenlang schon, er leise und laut sie
vor sich hindeklamiert, die wohlersonnene Rede.

„Also, woran denn fehlt's?“ sprach Meister Pritzel — er hatte zehn Pulschläg' und mehr den Jungen schweigend gemustert, der ihm ansonst als gewandt und im mind'sten nicht schüchtern bekannt war —

„Also, wo fehlt's, mein Peter? Was ist dein Beschwer und was willst du?

Wünschst du Urlaub zu Weihnacht? — Er sei dir gewährt, da du fleißig

deine Arbeit getan und noch außerdem treulich und sorgsam meine Bücher geführt und der Meisterin Konto gar sauber von dem meinen geschieden — sie liebt dich deshalb nicht, ich weiß wohl, aber ich liebe dich drum desto mehr, das sei dir versichert, weil im Hause gleichwie im Geschäft nun Ordnung mal sein muß..!“

Also lachte behaglichen Mutes der Meister und schmauchte mächt'ges Gewölk aus der Pfeife: „Nun vorwärts, mein Junge!“ so sprach er.

Da faßte endlich ein Herz sich der Peter — es fiel ihm mit einem Male der Spruch wieder ein, und rot bis über die Ohren ward sein ganzes Gesicht, als ob vor dem Lehrer er stünde, der ihn im Einmaleins gar peinlich examinierte.

Zwischen den Händen dreht' er die Mütze und sprach ohne Zagen: „Meister, es ist nun drei Jahr, daß ich Lehrling bei Ihnen geworden,

nicht genau auf den Tag, vier Wochen gingen darüber, weil ich achtzehnhundert und fünfzehn, am ersten Oktober, eintrat. Und heute schreiben wir schon den vierten November. Aber ich wollte erst noch für Siewers die Bottiche binden und für Pomplun auch die Fässer halbfertig zurücke nicht lassen: darum blieb ich bis über die Zeit. Nun ist alles vollendet. Und so bitt' ich Sie: geben Sie Urlaub und günstiges Zeugnis, auch den Anzug, der immer den Handwerksgefallen gebühret, daß ich den Trunk austeile an meine Gefährten und Freunde, und alsdann, so Gott will, hinaus auf die Wanderschaft ziehe.“

Solches mit ruhigen Worten sprach Peter Camin; und der Meister ließ aus den Zähnen vor Schrecken die Pfeife und sagte: „Nicht möglich,

Peter, das ist nur ein Scherz, und ein schlechter dazu! — Willst du wirklich

mich verlassen? — Wahr ist's: Deine Lehrlingszeit ist verstrichen, und du sollst mir nach Recht und nach Ordnung Geselle nun heißen, und auch den Anzug, der jedem Gesellen gebührt, will ich geben, und ich will überdies, weil du brav warst und fleißig und ehrlich, deinen Freunden den Trunk austeilen an deiner Stelle:

Aber verlassen sollst du mich nicht! Bedenke, wo nähm' ich

jetzt, im November, mir einen Gehilfen her? Dacht ich doch immer: über den Winter bleibt Peter bei dir, du kannst unbesorgt sein! Ist dann der Frühling da und die Schwalben kehren im Schwarme über die Nehrung zurück, na, dann meinethalb mag er wandern, weil's ihm ja nimmermehr frommt, daß er weiter nichts kenne als Memel.

Nur wer die Welt gesehen, lernt Unterschied! Darum vor allem soll der Handwerksgezell auf die Walze gehen! Er sehe fremde Städte, er werke bei fremden Meistern, vergleiche fremde Völker und Sitten mit Heimatvolk und Gesittung, unterscheide, was gut und was schlecht ist in Heimat und Fremde — dann wird, zurückgekehrt, er die Heimat nur herzlicher lieben.“

Ihm erwiderte Peter — er drehte noch immer die Mütze zwischen den Händen und sprach und trat einen Schritt vor ins Zimmer,

in den Lichtschein der Lampe und nahe dem Tische des Meisters:

„Wahr ist jegliches Wort, das Sie sprachen, Meister, ich hörte voller Freude die Rede, besonders gegen den Schluß hin, wo Sie sagten, es müsse der Handwerksgezell auf die Walze, daß er auch fremde Länder und Städte erkenn' und vergleiche. Danach steht mir seit langem der Sinn. Ich habe von Herzen immer den Bruder beneidet, den ältesten, der in Berlin ist, weil er die glänzende Hauptstadt sieht und ihr strahlendes Leben. Jeder Brief, den er schreibt, befestigte mehr den Entschluß mir, ihm zu folgen, sobald meine Lehrzeit beendet.“ — Es sagte drauf mit warnend erhobenem Finger der Meister: „Bedenklich, Peter, erscheint dein Gelüst mir, als wär' in dein reines Gemüt auch schon der Teufel der Hoffart gefahren, der schielenden Auges immer nach äußerem Glanz und nach funkelnder Ehre der Welt schaut! Ihn verbanne beizeiten aus deinem Gemüte, mein Junge!

Ich war auch in Berlin auf der Wanderschaft — lange ist's freilich her: noch lebte der König, der Große Friedrich! — und heute mag wohl Berlin ein Erkleckliches mehr an Verlockungen bieten.

Aber wahrhaftig, schon damals entsetzt ich mich häufig, zu sehen, welch überheblicher Geist in der Hauptstadt herrschte! Zum Beispiel: sprach ich von Memel, erwähnt' ich in lust'ger Gesellschaft der Heimat, gleich gab's ein Lachen, ein Prusten, ein Achselzucken, ein Fragen: Memel? Wo liegt das doch noch? In Preußen? Kaum glaublich!

In Rußland

eher . . . Halt, Bruder! Ich hab's: es liegt, ganz verschneit, auf demselben

Wendekreis, wo um zwölf Uhr des Mittags die Füchs' und die Wölfe schon sich zum Gute-Nacht-Ruß die borstigen Schnauzen reiben!“

Also spottete man — und ich schwieg. Denn was nützt es zu streiten

mit dem geschwähigen Volk der Berliner? Man zieht nur den kürzeren. —

Aber dann kam eine Zeit — was, Peter, du denkst sie noch selber? Als mit einemmal Memel zur Residenzstadt erhoben ward in dem Jahre des Unglücks. Du hast ja selber den Vater damals bei Eylau verloren. Da hatte Berlin es gar eilig, sich dem Feind zu ergeben! Nach Memel mußte der König fliehen, es flohen mit ihm der Hofstaat und viele Generale. Damals wünschte so manch ein Berliner sich ferne nach Memel, wo zu dem Fuchse der Wolf um zwölf Uhr Mittags gute Nacht sagt, denn in Berlin saß der Franzmann, und Preußen war nur noch in Memel,

weil bis nach Tilsit hinauf Napoleons Heere standen . . .“

Also sprach er. Es hörte nicht ohne der Ungeduld Kribbeln seine Rede Peter Camin. Dies alles war längst ja ihm bekannt — er hatte es selbst erlebt und gesehen!

Darum schleunig benutz' er die Pause, als endlich der Meister sich zurück in die Ecke des Sofas gelehnt, um die Pfeife, die bei der eifrigen Rede erloschen war, neu zu entflammen:

„Meister, ich denke wie Sie, und ich gebe, wenn Sie es wollen, Ihnen mein Wort, daß Hoffart mich nie soll blenden und leiten. Nein, was mich treibt, ist nicht Hoffart, ich möchte sehen und lernen, wie ja Sie selber gesagt, daß nur der Vergleich wirklich bilde. Schon zu lange verschob ich um Ihetwillen den Aufbruch, ließ den günst'gen Oktober verstreichen, und wählte den schlechtern Monat, da Regen und Schnee mir die Wanderung häufig erschweren werden. Und säum ich noch länger, verlieg' ich den gräulichen Winter hier und verliere die Zeit und gewinne nichts als der Meist'rin scheele Blicke und stichelnde Reden. Denn daß ich die Wahrheit sage: nicht sie ist's zuletzt, die mich wegtreibt! Sie kann nicht vergessen,

daß ich ihr Helfer nicht sein will beim Spiel mit den doppelten Konten.

Seit ich es Ihnen, mein Meister, gebeichtet, daß mir die Meist'rin angeschlossen, bei Pahl auf des Meisters Konto zu schreiben, was an Kaffee und Zucker daraufging bei der Frau Meist'rin Kaffeekränzchen — es war eine hübsche Summe im Monat! —, wirklich, seitdem ist's zu End' mit der Freundschaft! Ich habe kein gutes

Wort von der Meist'rin vernommen seither, nur Schelte und spit'ge Rede: nichts mach' ich ihr recht, wieviel ich mich mühe und rack're, und sie drohte sogar eines Tags mir mit Schlägen!“ — Es hörte solche Worte der Meister mit Unmut, schob sich im Sofa hin und her und legte verstimmt die Pfeife beiseite.

„Hol' der Teufel die Weiber!“ So sprach er endlich mit Knurren; Sprach's und stand auf und begann mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder zu wandeln, wie immer, wenn er erregt war.

— Baumlang war er, er stieß mit dem Kopf ans Gebälk fast der Decke. —

„Hol' sie der Teufel!“ begann er von neuem und blieb an dem Ofen

stehen: „Denn alles und jedes verpacken sie einem! Da hat man endlich einmal einen guten Gehilfen, der redlich das seine tut und nicht stiehlt und nicht blau macht am Montag — gleich

kommt die Frau Meist'rin

wie in der Bibel des Potiphar Weib und scheucht ihn von dannen!

— Nimm dich in acht vor den Weibern, mein Junge! Das geb ich als Wahlpruch

auf die Walze dir mit — denn ich seh', du bist ernstlich entschlossen, und so füg' ich mich drein, wiewohl es mir wirklich Verdruß macht — nimm dich in acht vor den Weibern! Und meinst du's gut mit dir selber,

wie ich's meine mit dir, dann heirate niemals, mein Peter!

Denn man weiß, wenn man freit, doch nimmer, wen man zur Frau kriegt!“

Solchen Worten lauschte mit Lächeln der Jüngling; er hatte seine Gedanken dabei und dünkte sich sehr überlegen

über die Weisheit des Meisters: er lächelte still und versonnen.

„Wann denn willst du, mein Peter“, begann von neuem der Meister,

„deine Reise beginnen? Ich muß es wissen, damit ich dir beim Kaufmann besorge an Wäsche alles, was nötig; denn ich weiß, deine Mutter ist arm, und sie lebt von dem bißchen Witwenrente, ist schwächlich dazu und verbraucht von des Lebens Mühsal — fünf Kinder, die fressen der Mutter die Haare vom Kopfe! Alles ist teuer, mein Junge, und Mutter kann dir nichts geben. Nein, weil du brav warst und hast mich vor großem Schaden bewahrt

durch dein ehrliches Wort in Sachen der doppelten Konten, will ich das Geld, das ich also erspart, verwenden, dir Wäsche anzuschaffen, drei Hemden, drei Vorhemden, Schnupftücher, Socken.“

„Meister, wenn es so ist, und Sie es also im Sinne haben mit mir, so sag' ich schön Dank im voraus und bitte: Sprechen Sie morgen mich frei, daß übermorgen ich wandre.“

„Gut, ich will es besorgen, und morgen mittag, da lad' ich dich und von Freunden sowiele du bringst auf die Herberg' zusammen, daß vor den Meistern des Orts und allen Gesellen des Handwerks ich zum Gesellen dich spreche. Danach — erschrick mir nicht, Peter!

wird dir die Herbergsschwester auf einem Teller die lange Kalkpfeife reichen, mit Tabak gestopft, und mit roten und grünen seidenen Bändern umwunden —, so will es der Brauch und die
Sagung!

Diese mußt du anzünden und vor dem versammelten Räte rauchen, zum Zeichen, daß nun du ein Mann und kein Knäblein mehr sein willst.

Peter, da nimm dich zusammen! Du bist mir ein Milchbart, ich sah dich

niemals noch heimlich die Pfeife probieren, wie andere Lehrling! Na, und nun Gott befohlen für heut, und wir sprechen uns morgen!"

Also entließ er den Jungen, und spornstreichs lief durch der Flocken

Treiben der Peter davon. Es war ihm gar heiter zumute, weil nun die Freiheit ihm winkte. Er dachte nicht anders, als eilig zu der Mutter zu laufen und alles ihr schnell zu verkünden, aber, indem er so lief, die Straßen hinauf und hinunter, über die zugige Brücke, ward plötzlich er anderen Sinnes, und er schlug einen Haken und zog nicht lange drauf, glühend trotz der Winterkälte, den Klingelzug an dem Hause, das Frau Scharschmidt bewohnte mit Jettchen, der lieblichen Tochter. Siehe, sie öffnete selber und ließ ihn hinein in die Hausflur und schloß schleunig von neuem die Thür, dem Winter zu wehren.
„Peter, was gibt es?“ — Sie reicht' ihm die Hand gar freundlich, denn lange

hatte die gütige Frau in ihr Herz geschlossen den Knaben, welcher im Konfirmationsunterricht und am heiligen Tag selbst Henriettens Gefährte gewesen und Freund nun verblieben.

„Komm nur erst zu dir“, so sprach sie: „Du bist ja ganz atemlos, Junge!“

und sie führt' ihn ins Zimmer, und Jettchen, die schon von ferne drin auf des Freundes Stimme gelauscht, empfing ihn mit Handschlag.

„Morgen werde ich frei!“ stieß Peter hervor und es blickten seine Augen dabei: „Ja, morgen werd' ich Geselle, und dann fängt das Leben erst an, Frau Scharschmidt! O, Jettchen, ich bin glücklich wie nie noch in meinem Leben!“ Es klopfte ihm glückwünschend Frau Scharschmidt den Rücken und sagte: „Das ist ja

prächtig, mein Peter! Nun geht's auf die Wanderschaft, gelt? Und da wirst du

sehen die fremden Städte und fremden Länder und wirst gar bis Berlin vielleicht kommen — ja, Peter, du bist zu beneiden.“

Solches sprach sie und klopfte ihm immer den Rücken. Doch Peter hörte nicht viel, was sie sprach — er sah nur immer auf Jettchen,

die nichts sagte und ernst und betrübt ins Auge ihm blickte.
Und er wandte sich ab und ging gar traurig von dannen.

Zweiter Gesang

„Jettchen, hilf Feuer mir zünden“, so sprach am anderen Morgen Mutter Scharschmidt zur Tochter: „Der Wind geht draußen erbärmlich und er stößt in den Schornstein, daß keines der Scheite will Feuer fangen. Von Qualm, der der Esse entströmt, sind rot meine Augen: geh und versuch' es nun du! — Was hast du, mein Kind, und was fehlt dir?“

Deine Augen sind rot, als hättest du selbst vor dem Ofen lang' dich gemüht? Was ist's?“ — „Nein, lassen Sie, Mutter, es ist nichts“,

gab die Jette zurück und ging zum Ofen gesenkten Kopfes und kauerte nieder und bließ in die schwelende Flamme, daß in Funken die Glut herausschob und wie ein Sternenswirbel das dunkle Haar des blassen Mädchens umtanzte.

Hinter der Kauernden stand die Mutter am Schranke und wiegte zweifelnd zugleich und bedauernd den Kopf und sah auf die Tochter nieder, doch sah sie die Tränen wohl kaum, die das Kleinholz benetzten.

Aber sie preßte aufs Herze die Hand und dacht' sich das ihre.

„Willst du hinüber nicht gehen“, so sprach, als der Ofen nun lustig

brannte, von neuem die Mutter: „zu Mutter Camin gehn hinüber, nach der Wäsche zu fragen für Konsul Diekmann? Sie hat sie auf der Leine seit Tagen und viel ist daran noch zu flicken.

Wär' sie wohl trocken, so hät' ich darum.“ Es nickte nur schweigend Henriette und nahm um den Kopf und die Schultern ein warmes Umschlagetuch — denn vom Meer blies der Eissturm über die Stadt hin,

daß die Häuser sich duckten, wie graue Vögel. Die Mutter trat zum Fenster und blickte ihr nach und schüttelte wieder zweifelnd zugleich und bedauernd den Kopf. Wie war doch die Jette sonst so lustig die Straße entlang wie ein Lichtstrahl geflogen, wenn es geglückte, zu Mutter Camin hin die Schritte zu lenken! Heute schlich sie dahin, an die Mauer gedrückt wie ein müdes Tier. — Ja, Herze, mein Herz, du machst uns allen zu schaffen! seufzte die Mutter und dachte der eigenen Jugend, da ihr auch um den Geliebten gelitten das Herz, den lang schon die salz'ge See verschluckt und, wer weiß, an welchen Strand ihn geworfen!

In das niedrige Häuschen am Roßgarten, drinnen die Mutter Peter Camins zwei Stuben bewohnte im unteren Stockwerk

(in der anderen Hälfte des Stockwerks wohnte ein Stauer) trat die Jette; es riß aus der Hand ihr die Türe der Sturmwind, daß sie im Fallen das Mädchen hineinschob ins enge Gezimmer.

Seuchter Nebel erfüllte die Stube, kaum sah sie am Fenster über den Waschtrog die Witwe gebeugt: sie hatte die Ärmel hochgekrempelt, es glühte das alte Gesicht und es rann ihr von der Stirne der Schweiß. Das Mädchen kam durch den Nebel unbemerkt, denn es platschte die Wäsche ans hölzerne Waschschaß, stellte sich neben sie hin und rührte die Schulter der Alten.

„Jette, bist du's?“ so sprach Frau Tamin — sie war fast erschrocken,

da sie so plötzlich im Zimmer das Mädchen bemerkte. „Ich bin es, Mutter Tamin. Schönen Gruß von der Mutter! Ich soll nach der Wäsche

fragen für Konsul Diekmann und ob sie schon trocken ist?“ — „Kindchen“,

sagte die Alte: „Sie hängt auf der Leine noch, tagelang hängt sie schon. Gleich sehe ich nach, ob sie trocken ist. Konnt' ich doch gar nicht gestern und heut um die Wäsche mich kümmern! Ich mußte so vieles stopfen und flicken — du weißt ja, der Peter wird heute Geselle und will morgen sofort auf die Wanderschaft! Siehst du, da liegt schon neben dem Bett auf dem Stuhle sein Felleisen — gerade noch wasch' ich

Socken ihm aus, sonst ist alles zur Notdurft gepackt und gerüstet. Jetzt ist er fort auf die Herberg', wo Meister Prißel ihn freispricht.“

Also sagte die Alte und fischte heraus aus der Lauge einen Strumpf und rieb kräftig ihn durch und warf ihn ins Spülfaß, das zur Seite des Schaßs an der Erde stand. Aber es sagte Jettchen und wandte sich ab bei diesen Worten: „Ich bin gar traurig, Mutter Tamin, daß Peter nun weggeht!“ — „Was, traurig!“ lachte die Alte: „Und ich bin vergnügt, das kannst du mir glauben! Ist doch damit aus dem Neste das letzte der Küken — es flogen viere vor ihm in die Welt! Nun folgt er ihnen — da bin ich ledig des letzten der Esser — nun mag er seh'n, wie er selber sich seinen Futternapf füllt, das sonst ihm die Mutter gefüllt hat! Jettchen, es ist meine Art nicht, zu klagen oder zu stöhnen, kommt doch alles, wie Gott es bestimmt. Was nützen die Seufzer?! Aber, glaub' mir, mein Kind, nicht immer ist sänftiglich unsres Herrgotts Wille verfahren mit Mutter Tamin! Unser Vater war wohl ein guter Soldat, bis er fiel bei Eylau — noch hab' ich in der Lade den Brief des Majors von Hanen — er schrieb ihn, als sie den Vater begruben, und nennt ihn darin einen braven Krieger und sagt, daß lebenslang nicht er den Tapfern vergesse! — Aber ein guter Familienvater, mein Kind, ist was andres.“

Selten, daß er einmal mir Geld geschickt hat von seinen Traktamenten — er zehrte sie auf und ließ uns der Obhut Gottes! Ei nun, ich hab' nicht geklagt, ich habe gerackert und geschuftet bei Tag und bei Nacht, ich habe mit Spinnen und mit Waschen, mit Kochen bei reichen Leuten und aller schweren Arbeit, so gut es gegangen, die Fünfe erzogen.

Leicht war es niemals, das glaubst du mir wohl, und also will keine Träne des Wehs sich ins Auge mir stehlen, wenn nun ich den letzten sehe sein Felleisen nehmen, damit er hinaus in die Welt zieht."

Solches sagte die Alte — sie hatte die Arbeit gelassen und an der Schürze die Hände getrocknet. Sie bückte sich nieder, um das Schaff von dem Schemel zu heben. Es sprang ihr zur Seite hurtig die Jette, sie hoben es auf und setzten es nieder an die Erde. „Ja, Mutter Camin“, begann nun die Jette:

„Wie Ihr es ansieht, da habt Ihr wohl recht, Euch ist nun die letzte Sorge genommen. Ich aber bin traurig, wenn Peter nun weggeht, denn ich hatte ihn gern, und er wird mir fehlen, das weiß ich.“

Wortlos nickte die Alte. Sie ging in den Winkel der Stube, wo das Felleisen lag und bückte sich drüber und kramte draus ein Hemde hervor und sprach: „Das muß ich noch stopfen: ist es auch nicht mehr ganz neu, er wird es doch brauchen, der Junge.“

„Lassen Sie mich es machen!“ rief Jette: „Tät' ich doch gerne noch was Gutes für ihn, bevor er für immer nun fortgeht!“ Und schon war sie davon und ins Nebenzimmer gelaufen, kehrte zurück mit dem Zwirn und der Nadel und ließ auf dem Schemel eilends sich nieder und hielt auf dem Schoß das zerschlissene Hemde, und es glänzte ein Lächeln auf ihrem Gesicht, daß die Alte selber lachte: „Da flick' es denn nur! Ich habe genug noch selber zu tun!“ Und sie hob aus dem Fasse ein Stück nach dem andern,

wrang es aus, daß die Muskeln sich strafften, und warf's in den Bottich.

Also blieben die beiden im Schweigen des neblichten Zimmers eine Weile. Es kam durch das Säusen des Sturmes vom Turme leise die elfte Stunde geflogen. Da sagte die Jette, und sie hob nicht den Kopf von der Arbeit: „Noch denk ich des Tages, da ich zum ersten Male den Peter gesprochen. Nach Michel war es, achtzehnhundertundvierzehn — wir gingen zusammen in den Konfirmationsunterricht, ich mocht' ihn schon damals gerne leiden, er wußte so gut die Lieder und Sprüche und war immer der erste, wenn's galt eine schwierige Antwort einer schwierigen Frage zu finden. Da schrieb er mir immer schon am Sonntag die Aufgaben ab für den kommenden Dienstag. Superintendent Sprengel — er liebte ihn mehr als uns andere,

und beehielt ihn gar manchmal nach Schlusse der Stunde am Tische, daß er bei ihm das Mittagbrot aß. Er fuhr dann das Hännchen oftmals spazieren im Garten an schönen Tagen und machte Holz klein im Hof und war immer gefällig zu diesem und jenem."

"Ja, ja, es liebten ihn alle", versetzte die Mutter. "Besonders Lehrer Lemke — er war auch stets gut im Schreiben und Rechnen, in der Religion und der Geographie: Einmal, weiß ich, kam ein Major von Königsberg her — ich glaube, sein Name war Rechell oder ähnlich, er war ein Schweizer und folgte auf den Herrn Major von Thüme, welcher zum Oberst aufgerückt war. Er wollte die Garnisonsschüler prüfen.

Damals bestand der Peter ganz ausgezeichnet, er fehlte keine Antwort, so daß der Major vollkommen erstaunt war und von dem Lehrer den Namen des eifrigen Schülers erfragte.

"Ein Soldatenkind", sagte der Lehrer Lemke: "Sein Vater ist bei Enslau gefallen. — Die Mutter lebt in der größten Armut — im Winter kann Peter nicht einmal die Schule besuchen, weil es zu Schuhen und Strümpfen nicht reicht." — "Da wollen wir helfen",

sagte der Herr Major: "Der Junge hat einen guten Kopf, er soll mir ins Waisenhaus kommen und fleißig studieren, und ich will es bezahlen aus meiner Tasche!" Da bin ich hin zu dem Herrn Major am anderen Tage und hab' ihm offen gesagt: "Herr Major, studieren ist gut, doch das Handwerk hat bei weitem den goldneren Boden. Ich will, daß der Peter mehr nicht werde als seine vier Brüder. — Hat sich doch niemand um die Kinder gekümmert zur Zeit der bittersten Sorge. Jetzt, wo die Vier aus dem Hause sind — mit diesem schaff' ich's noch selber!"

Damals flennete der Peter, er wollte so gerne studieren! Aber ein Jährchen nachher, bei Baugen, da traf eine Kugel unsern Major, und da sah der Peter, wie recht ich geraten: Denn wer hätte für ihn wohl gesorgt nach dem Tod seines Gönners?"

Solchermaßen erzählte die Mutter; die Jette hinwider sich erinnernd, berichtete drauf ein andres Erlebnis, etwa: — wie Peter gar oftmals am Sonntagnachmittag hinüber kam zu den Scharschmidts, im Herbst oder Winter, ein Buch unterm Arme,

und daraus vorlas der Mutter und Tochter — sie hörten es gerne. Oder vielleicht, wie des Sommers, am Sonntagnachmittag in kleiner Schar von Freunden und Freundinnen man in den Wald von Muzeiken

auszog, der Gustel Mainesen voraus, der Meister der Flöte, und bis zum Abend dort tanzte und sang in fröhlicher Unschuld.

Unter solchen Gesprächen verrann die Zeit, und es hatte längst die Jette die Arbeit beendet und sorglich das Hemde wieder gefaltet, sie hielt's auf den Knien und blickte darüber sinnend ins Leere. Da schlug es ein Uhr vom Turme der Kirche, und erschreckt fuhr das Mädchen empor: „Was denkt wohl die Mutter?“

rief sie: „Sie sandte mich nur mit kurzer Frage — nun hab' ich hier den ganzen Vormittag vertrödel't! — Lebt wohl, ich muß eilen!“ Damit reichte die Hand sie der Alten und ging aus der Türe.

Draußen war's helle geworden. Es stand mit bläulichem Scheine niedrig über den Dächern die Wintersonne. Der Sturm trug ihr geschmolzenes Licht die Gasse saugend hinunter.

Jette stand einen Herzschlag geblendet — sie kam aus dem dunklen Zimmer — im Rahmen der Thür; und als sie die Augen nun völlig aufschlug, da sah sie am Ende der Gasse, von Licht übergossen Petern kommen — er kam mit dem Sturm, wie vom Sturme getragen,

und es wehten die seidenen Bänder an Stock und an Pfeife lustig im Wind, und er pfiff sich vergnügt: „Muß i denn“ auf dem Wege. . .

Jette griff sich ans Herz: sie sah ihn fröhlich und mutig.

Plötzlich war ihr, als müßte sie fliehen vor dem lustigen Bilde. Und sie entwich durch den Garten und durch die hintere Hofthür. —

Doch des Nachmittags, als schon die Dämmerung sank, kam der Peter

selber; er fand in der dunklen Stube am wärmenden Ofen

Mutter Scharschmidt und Jette. „Ich komme, um Abschied zu nehmen“,

sprach er und blieb an der Thür, als wagt' er nicht, näher zu treten. Aber es ging ihm die Mutter entgegen und reichte die Hand ihm freundlich und zog ihn zum Ofen, und zögernd streckt' er der Jette seine Hand hin und fühlte, daß feucht von Tränen die ihre.

„Ja“, begann er von neuem: „Ich komme, um Abschied zu nehmen, Jettchen, doch nicht für immer. Ganz sicher kehre ich wieder.“

„Wann?“ so hört' er sie fragen — ihm war, als ging' ihm ein Mühlrad

mahlend im Kopfe herum. „Ich kann nicht sagen, wie lange“, hört' er sich selber nun reden: „Ich kann die Zeit nicht bestimmen, aber wofern mich kein Unfall betrifft, so hoff' ich in dreien oder vierein Jahren zurücke“ — ihm stockte die Stimme,

und voll Tränen standen die Augen ihm. — „Leben Sie wohl denn, Mutter Scharschmidt!“ stieß er hervor. Sie nickte und strich ihm über das Haar. Er ging. Und es ging wie ein Schatten die Jette neben ihm her bis zur Thür und sie standen im dämmernden Flure.

Da nun faßt' er ein Herz sich: er griff nach den Händen des Mädchens, hielt sie feste und sprach: „O Jette, laß mich dir's sagen: Immer hab' ich dich herzlich geliebt, seitdem ich zum erstenmal dich geseh'n, und mir ist es ums Herz, als liebt ich dich heute mehr noch und wahrer denn je.“ Er fühlte, wie fester des Mädchens Hände die seinen umspannten. — „Mein Jettchen“, so sagte er dringend, „willst du drei Jahr auf mich warten, dann komm ich zurück und dann soll uns nichts mehr trennen als einzig der Tod.“ Es sagte die Jette ihm zur Seit' in der Dämmerung: „Das will ich gerne, mein Peter, doch es fand schon so mancher Gesell sein Glück in der Fremde, kehrte nicht wieder zurück und ließ vergeblich zu Hause die versprochene Braut seiner warten.“ Sie sagte es zägend, und es sank ihr die Stimme beim letzten, süßesten Worte. Aber nur enger zog nun der Peter sie an sich: „O Jettchen“, flüstert' er leise ihr zu: „Vertraue auf mich, denn ich habe nie eine andre geliebt und will keine andere lieben, als nur einzig allein mein Jettchen, die erste und letzte!“ Da umschlang seinen Hals mit den Armen die Jette: „Ich warte“, hauchte ihr Mund. Er preßte darauf den seinen zum Siegel, und er schloß wie im Schwindel des Glücks und des Schmerzes die Augen. — Als er sie aufschlug, da war er allein und das Mädchen verschwunden.

Herbstsonne

Da sitz ich an der müden Sonne.
Herbstluft geht mir ums Angesicht.
Die Birke noch am Hang umflücht
rieselnder Glanz von Strahlenwonne.

Heiser vom Tann her kräht der Hahn,
in schlaffem Fluge krächzt die Krähe.
Die Ferne klärt sich scharf zur Nähe.
Schon sinkt das Licht auf seiner Bahn.

Und kühler wird's. In seine Schauer
hüllt wachsend mich der Schatten ein.
Doch bannst mich feuerfarbner Schein:
welkenden Laubes trunkne Trauer.

Richard v. Schaukal

Besuch

Von Arthur Ernst Rutra

Wir waren unser fünf Freunde und trafen uns ohne Zwang und besondere Verabredung allwöchentlich in einem Kaffeehaus; verschiedenen Alters, es spannte sich zwischen 30 und 45, hatten wir als Junggesellen ein Gemeinsames: kein Heim, oder deutlicher ausgedrückt, da einige eine ganz komfortable Garçonwohnung besaßen, keine Frau — Freundin, Geliebte oder Angetraute —, die uns zu fesseln vermocht hätte. Einer von uns war wohl verheiratet, aber das zählte nicht, er war es nur aus Trägheit verblieben. Es gibt ja, Gottlob, noch Frauen, bei denen sich eine Scheidung erübrigt, genau so wie es Frauen gibt, bei denen man von einer Heirat absehen kann. . .

Mit Paul Gontard — er war der jüngste und stand in dem nicht näher abgrenzbaren Alter zwischen 30 und 37 — war seit einigen Wochen eine Veränderung vorgegangen. Er erschien unpünktlich, und kam er wieder, so blieb er doch nicht lange in unserem Kreis und fehlte auf dem nächtlichen Bummel, den wir nach der Sperrstunde über den Parkring absolvierten. Diesen Bummel hatten wir Winter, Frühjahr und Sommer beibehalten, nur während der Urlaubswochen — drei von uns waren bei Gericht — pflegte er auszufallen, wie ja auch zu dieser Zeit der innere Zwang, uns in dem Kaffeehaus zu treffen, aussetzte. Es gibt ja nichts Schöneres als solch einen Bummel über eine mit Bäumen reich bestandene Allee, mitten in einer Großstadt, wenn die durch einen breiten Fahrdamm und je zwei Gehwege voneinander getrennten Häuserreihen, so weit geschieden, daß man sich nicht gegenseitig in die Fenster und Zimmer schauen kann, eingeschlafen sind. Es war stets mein sehnsüchtiger Wunsch, in einem dieser Häuser zu wohnen, um nicht den gegen neugierige Blicke schützenden Rolladen herablassen zu müssen. . . Aber es wird wohl auch für lange Zeit nur ein Wunsch bleiben, außer ich heirate einmal in diese Gegend. . . . Dann brauche ich allerdings auch keine Rolladen mehr. Aber der Bummel über den Parkring ist doch das schönste: der Lärm des Tages, die Signalzeichen der Straßenbahnen, Gespräche der Passanten, Rollen von Mietwagen, das Tönen der Autohupen haben sich in den Baumkronen verhängen, nur eine Ahnung vom Wogen des Tages schwebt über der breiten Straße, über die nur ab und zu ein Auto in voller Fahrt hinrast oder ein später Passant gemächlichen Schrittes heimwandelt. Die Silhouetten der Häuser sehen vollkommen verändert aus, ihre Fassaden bekommen plötzlich ein Gesicht, ein ganz merkwürdiges, ausdrucksvolles Gesicht, das wir am Tage nie an ihnen bemerken. Ich weiß nicht, ob es anderen auch so aufgefallen ist wie

mir, denn etwas Gespenstisches scheint in ihnen erwacht zu sein, das sich tagsüber den Blicken entzieht. Sie sind wie Menschen, tragen Gedanken auf ihren Stirnen, ein freundliches Lächeln, einen düsteren Zug um ihren Mund, können zornig dreinschauen und haben wieder ganz melancholische, traurige Augen. . .

Ich wollte aber von unserem Freunde Gontard erzählen.

An jenem Abend erschien er uns wieder so verändert, so vollkommen der alte, freudige Mensch geworden zu sein, mit dem uns liebgewordenen gütig-ironischen Zug um den Mund, daß wir uns über die Rückwandlung, die sich zu unserer Freude wieder in ihm vollzogen hatte, nicht genug wundern konnten. Er schied auch nicht früher aus unserer Gesellschaft und nahm sogar, in aufgeräumter, heiterer Stimmung an unserem nächtlichen Bummel teil. Da wir es uns zur Pflicht gemacht hatten, einander nie nach privaten Verhältnissen zu fragen, blieb auch die Frage nach dem Grunde dieser neuen Veränderung in unserem Freunde Gontard ebenso unberührt, wie uns auch seinerzeit seine erste Wandlung unaufgeklärt geblieben ist. Wir hatten uns wohl hin und wieder Gedanken darüber gemacht, wußten, daß Gontard dem schönen Geschlecht gegenüber nicht unzugänglich sei, wußten von manchen Krisen, die ihn aus diesem Grunde schon überfallen hatten, freilich von keiner, die so nachhaltig gewesen wäre wie die letzte. Sie hatte ihn in seinem Wesen vollkommen verändert, so daß wir uns schon Sorge darüber zu machen begannen. An Abenden, an denen er fehlte — und es war nicht selten —, berieten wir, ob wir nicht doch einmal von unserer Gepflogenheit lassen und ihn ins Gebet nehmen sollten. Aber es wollte sich doch keiner dazu entschließen, und mit gewisser Bangnis sahen wir der Zukunft entgegen. Bis uns jener Abend wieder von unserer langgehegten Sorge befreite.

Die drei Gerichtskollegen hatten sich verabschiedet, ich war allein mit ihm verblieben. Wir hatten eine Strecke gemeinsamen Weges und außerdem noch kein Bedürfnis nach Schlaf. Die Mainacht war sehr mild, vor einer Stunde war leichter Regen gefallen, und alles schien doppelte Lebensfreude zu atmen. Mutiger breitete sich das voll entfaltete Laubwerk der Bäume, dem der Staub des Tages noch nicht viel hatte anhaben können, und der wie eine saftige Orange aufgeblühte Mond hatte Mühe, sein grüngelbes Licht durch die Zweige zu schmuggeln.

Gontard, der bisher fast allein das Wort geführt und uns mit seinen wiedererwachten grotesken Einfällen, denen wir so gerne Gehör schenkten, erbaut hatte, war nach dem Weggang der anderen plötzlich verstummt, und in tiefem Schweigen, das von keinem von uns gebrochen wurde, gingen wir bereits eine halbe Stunde nebeneinander her. Ich hatte das Gefühl, als wollte er mir etwas

sagen, ohne daß er es recht wußte, wie er beginnen sollte. Ich wieder vermied es, ihn in seinem Nachsinnen zu stören und schwieg. Plötzlich entschloß er sich:

„Du hast wohl Angst, daß ich wieder in meine alte Verdrossenheit zurückfalle. . . Weil ich nun solange schon schweige. . . Keine Sorge. Das ist vorüber. Ich suche nur nach Worten, wie ich dir einiges erzählen könnte, was ich nicht gerne verschweigen möchte. Es ist nicht leicht. Und doch möchte ich, daß du es wissest, etwas wenigstens, das eine — wieso ich wieder der alte geworden bin. . .“

„Wenn du es erzählen willst — du weißt —“

„Ja, ich weiß, wir fragen nie nach einander; gewisse Dinge müssen immer unausgesprochen bleiben, und es ist gut so. Man muß sie ja doch allein austragen und durchkämpfen. Das Von-der-Seele-Schwätzen ist Angelegenheit der Schwächlinge, und es ist ja doch nur Einbildung, daß es dann leichter geworden ist. Für den einen Augenblick vielleicht, dann lastet es um so schwerer. Ich will dir auch nicht davon erzählen und nur das eine darüber sagen: es handelt sich natürlich um eine Frau. . .“

„Es handelt sich immer nur um Frauen“, bemerkte ich. Er sah mich an, und so banal meine Bemerkung war, in seinem Blick sah ich, daß er mich verstanden hatte.

„Dann will ich also nichts mehr darüber sagen. Sie war da, ist auch heute noch in mir, in meinem Leben — aber bereits so ganz anders, daß ich es selbst nicht fassen kann. Vorgestern noch habe ich Unsagbares gelitten. Ich habe sehr gelitten in diesen letzten Monaten. . .“

„Wir sahen es alle“, entschlüpfte mir.

„. . . Und seit gestern leide ich nicht mehr. Bin wieder der alte, ja mehr noch — ganz anders —, denn ihr wißt ja gar nicht, wie sehr ich mich verändert habe. Und das kam so. Höre:

Gestern nacht kam ich heim, spät — von ihr. In der elendsten Verfassung. Warum? — wieso? — wir wollen all das unberührt lassen. Wissen wir denn, warum uns die Frauen selig machen und unselig zugleich? Wissen wir denn, warum wir überhaupt lieben, lieben müssen? . . . Ich hätte nicht ein Auge schließen können, ich fürchtete mich, mich in meinem Bett auszustrecken, und dann dazuliegen, dazuliegen, bis in den Morgen, mit quälenden Gedanken, mit Rede und Gegenrede, die wir mit ihr zu führen gezwungen sind. Seltsam übrigens, daß uns dann die klügsten Antworten einfallen, die wir, wenn wir ihr gegenüber treten, doch niemals finden. . . Ja, wirklich seltsam.

Ich beschloß aufzubleiben und die Korrespondenz zu erledigen, die sich im Laufe der Woche angehäuft hatte. Obzwar ich mir für diese regelmäßige wöchentliche Erledigung einen Vormittag

freihalte, denn es ist nicht ratsam, Briefe nachts zu beantworten, es kommt — namentlich bei gleichgültigeren — zuviel vom Menschen hinein, und der geht schließlich niemanden an... Trotzdem wollte ich es ausnahmsweise doch tun. Ich drehte also meine neue Schreibtischlampe an — ja, ich habe mir eine neue Lampe angeschafft! Eine schöne, hohe Lampe mit einem mächtigen Porzellanfuß und einem in edler Linie geschwungenen goldgelben Seidenschirm. . . Ja, eine richtige Schreibtischlampe hatte mir immer gefehlt, und vor allem ein Lampenschirm! Den ersten hatte mir eine Freundin aus einem alten Unterrock aufgenäht, den sie nicht mehr tragen mochte: grünblaue Seide, die schon brüchig war und bald sich in Sezen auflöste . . . die zweite nahm unverwüstliche Seide, die heute noch hielt, aber es war ein kitschiges Rot — die dritte — — ach, sie haben ja alle nichts getaugt, die Lampenschirme nichts und nichts die Freundinnen. . . Nun habe ich meine eigene, von mir erwählte Lampe, und es bereitet mir ein unbändiges Vergnügen, an den Ketten zu ziehen und die beiden Birnen aufflammen zu lassen, was ich oft sogar mehrmals hintereinander tue. Solange man Junggeselle ist, hat man eben Freude an solch harmlosen Vergnügungen. Es ist nichts von meinen Freundinnen geblieben in meiner Wohnung. Nur die Brokatkissen auf meinem Divan sind da, aber die stammen von anderen, angebeteten Händen, und es ist eine traurige Geschichte. . . "

Er versiel in ein tiefes Nachdenken, das ich nicht stören wollte, und schwieg lange. Plötzlich, als erwachte er:

„Ich bin abgekommen. Ich wollte dir von meinem Besuch erzählen.“

Unwillkürlich wiederholte ich: „Besuch?“

„Seltsam, daß es auch dir auffällt! Ja, von meinem nächtlichen Besuch. Ich hatte mich an meinen Schreibtisch gesetzt und zu schreiben begonnen. Wohltuend empfand ich es, daß sich meine Gedanken bereits nach dem ersten Brief zu konzentrieren begannen. Plötzlich schien es mir, als hätte jemand an meine Tür geklopft. Da ich aber, heimgekommen, meine Wohnungstüre auf den Treppengang verschlossen hatte, hielt ich es für eine Sinnestäuschung oder das Knarren eines Möbels, wie es so oft nachts vorzukommen pflegt, und beachtete es nicht weiter. Nach einer Weile pochte es deutlicher. Diesmal konnte ich es unmöglich für eine Täuschung halten — aber es war doch niemand außer mir in der Wohnung, und ich erinnerte mich deutlich, den Schlüssel umgedreht und im Schloß steckengelassen zu haben; es konnte also unmöglich jemand gekommen sein. Einen Augenblick dachte ich an einen Einbrecher oder Wohnungseinschleicher, dieser aber hätte doch sicher nicht vorher geklopft, zumal er es doch so leicht gehabt hätte, mich, der ich mit

dem Rücken zur Türe am Schreibtisch saß, hinterrücks zu überfallen. Diese Ueberlegungen, langsam, wenn ich sie nun wiederhole, kreuzten blitzschnell in meinem Hirn. Seltsam, daß ich trotz der etwas unheimlichen Situation nicht im geringsten beunruhigt war, daß mein Herz nicht etwa höher schlug, oder daß ich zum Revolver gegriffen hätte, der immer in meiner rechten Schreibtischschublade bereitliegt. Vollkommen ruhig wandte ich mich in meinem Schreibtischsessel um und blickte gegen die Türe. Ich kann dir nicht verhehlen, daß ich mich über meine innere Ruhe wunderte, und es jetzt noch mehr tue, da ich es dir erzähle. Ich war entschlossen, 'Herein' zu rufen, da pochte es ein drittes Mal. Nun rief ich, mit keineswegs etwa erhobener oder gar gepreßter Stimme: 'Herein'.

Langsam wurde die Tür aufgeklinkt und ebenso langsam wieder zugemacht. Vor mir stand, in ziemlich aufrechter, reservierter Haltung, in einem durchaus korrekten, ja fast eleganten, schwarzen Anzug — ich erinnere mich nicht mehr, ob es ein Salonrock oder Cut war, jedenfalls blieb der Gesamteindruck: schwarz — ein älterer Herr, dessen Gesichtszüge ich in dem Dämmerlicht, das im Raume herrschte, es war ja nur mein Schreibtisch hell beleuchtet, nicht unterscheiden konnte. Den Hut hielt er in seiner rechten Hand, wie mir schien etwas steif vor sich, und ich konnte nur wahrnehmen, daß sein ziemlich dichtes Haar einen grauen Schimmer hatte und an den Schläfen fast weiß war. Ich schätzte ihn auf etwa 50 Jahre, vielleicht auch ein wenig darüber.

Ich hatte mich erhoben, und da er noch kein Wort gesprochen hatte, trotzdem vielleicht eine Minute gegenseitigen Betrachtens verstrichen war, richtete ich an ihn die Frage:

„Mit wem habe ich die Ehre?“

„Sie erkennen mich nicht?“

„Nein“, erwiderte ich, und in dem Tonfall meines Neins lag bereits eine unausgesprochene Bitte um Vergebung, daß mir sein Gesicht nicht gegenwärtig sei. So sehr ich mich zu besinnen versuchte, keine Spur der Erinnerung geleitete mich zu diesem Antlitz, das mir vollkommen fremd erschien.

„Vielleicht, wenn Sie mich näher betrachten“ — er trat vor, und auch ich machte einige gemessene Schritte vorwärts, so daß wir uns fast schon die Hände hätten reichen können. Ich mußte eine verneinende Kopfbewegung gemacht haben, denn er bemerkte mit einer tiefen, aber sehr klaren und ruhigen Stimme, die mir schon vorher an ihm aufgefallen war:

„Ja, es ist nicht leicht, sich selbst wiederzuerkennen.“

Mein Gesicht muß wohl sehr ungläubig oder fatal ausgesehen haben, denn er fügte etwas ironisch, nach einer Pause Schweigens hinzu:

„— Zumal, wenn man zwanzig Jahre älter geworden ist.“

Um meinen Mund zuckte es, es gelüstete mich, aufzulachen und dem Fremden für seinen gelungenen Scherz freudig die Hand zu schütteln. Er aber blieb ernst:

„Betrachten Sie mich doch jetzt näher! Erkennen Sie — — mich nicht wieder?“ Er legte eine besondere Betonung in das Wörtlein ‚mich‘, als wollte er andeuten, daß er ebensogut auch ‚sich‘ hätte sagen können. Und er sprach weiter:

„Sie haben aus dem Kriege eine Verletzung an Ihrer rechten Hand. . . Erkennen Sie diese wieder?“ — und hielt mir seine Rechte hin.

Ich begreife es auch heute noch nicht, wo ein voller Tag darüber verstrichen ist, wie ich hatte ruhig bleiben können, wie ich es über mich brachte —, nicht etwa an seiner Existenz zu zweifeln, denn das war unmöglich; er stand leibhaftig vor mir und alle Hypothese von Spuk, Traum oder Astralleib scheiterte an seiner Körperlichkeit — nein, wie ich es über mich brachte, in vollkommener Selbstverständlichkeit ihm Platz anzubieten, und mich — ich weiß nicht, wie lange — aber sicher durch Stunden mit ihm zu unterhalten. Statt einer Verwirrung, die mir heute, sicher genau so wie dir, erklärlicher scheinen würde, statt einer besinnungslosen Angst überkam mich ein unsaßbares Ruhegefühl, ein Gefühl von so ausgeprägter Sicherheit und Geborgenheit, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden hatte.

„Wir stehen einander nicht in der gleichen Gemütsverfassung gegenüber“, begann er wieder, nachdem er auf meine Aufforderung hin Platz genommen hatte. „Es ist ja auch begreiflich, es liegen Jahre dazwischen. . .“ Nun, da er in dem Lehnstuhl neben meinem Schreibtisch in dem helleren Lichtkreis meiner Lampe saß, konnte ich tatsächlich die verblüffende Wiederkehr meiner Gesichtszüge feststellen, die ich ausgeprägter, gereifter, beruhigter in den seinen fand. Du kannst es mir glauben, denn ich beobachtete sehr kühl und ohne ein Spur von Grauen oder Befangenheit. Auch er selbst stellte es mit sichtlich befriedigtem Tonsfall fest, indem er sagte:

„Ich fürchtete fast, Sie etwas außer Fassung zu bringen und hatte Bedenken zu kommen; doch mußte ich es wagen, denn meine Rücksprache mit Ihnen dünkte mir unumgänglich wichtig, weil ich mir von ihr Wiederkehr Ihrer Ruhe und Gefaßtheit versprach. Und, wie ich sehe, nicht mit Unrecht versprach, denn die Sammlung, mit der Sie mich zu empfangen vermögen, gibt mir die Gewißheit, daß mein Besuch nicht vergebens gewesen sein wird.“ Er blickte mich mit einem sehr starken, forschenden Blick an, und da mich die Erinnerung an alles um jene Frau erlittene Leid überwältigte, senkte ich die Augen.

„Sie lieben.“

„Sehr“, entrang ich mir.

„Sie leiden!“

„Sehr“, und alles in mir bäumte sich auf.

„Sie sind außerstande, einen klaren Gedanken zu fassen, irren an Abgründen vorbei, taumeln zwischen Zweifel und Glaube, hingegebener Verlorenheit und jäh aufwachender wilder Eifersucht, Ihr Tag ist Ihnen zerrissen, Sie finden nicht zu Ihrer Arbeit, nicht zu Ihren Freunden, die Nacht ist ein unendliches Zwiegespräch zwischen Ihnen und Ihnen und trunkenes Rückvergessen in den Rausch glückseliger Stunden, denen die Bangnis des Wiederersehens, die Angst einer Nie-Wiederkehr folgt. . .“

Was sollte ich ihm erwidern —, er wußte ja alles! Fragend richtete sich mein Blick gegen ihn.

„Sie wollen wissen, wie das endete? Ich sehe es Ihnen an.“ Er schüttelte leicht lächelnd den Kopf: „Warum soll ich es Ihnen denn sagen? Hätte Ihr Leben dann einen Sinn? Nur eines will ich Ihnen sagen: sehen Sie mich an! Ich vermag in vollkommener Ruhe mit Ihnen von jener Zeit zu sprechen, die Sie heute in solcher Qual durchleben! Und vielleicht mit einiger Wehmut, vielleicht mit freudigem Gedenken, vielleicht mit glückseligem Augenschließen vermag ich zu lächeln. Es — was wir erleben — und wir — die wir leben —, es ist nicht so wichtig, wie man es stets zu nehmen gewillt ist! Was wir von Mensch zu Mensch miteinander erleben, es schwindet mit uns —, nur wie wir es erleben, kann bleiben. Wohlgemerkt: kann! — kann bleiben! wenn wir es vermögen, ihm einen bleibenden Wert zu geben. Der Weg dahin führt aber nicht über Selbstvernichtung, sei es durch Zerstörung, sei es durch Zermürbung der Kräfte in uns, über die wir nicht allein für uns zu verfügen haben! Sie dürfen nicht vergessen, daß ich von einer höheren Warte in Ihrem Sinne spreche, in jenem Sinne, der Sie bis zu Ihrem heutigen Tag eine Welt um sich schaffen ließ, die Ihr eigen ist, und die zu gefährden Sie nun leichtsinnig in die Versuchung kommen. — Widersprechen Sie nicht, ich kenne Ihr Leben, und ich weiß, wie alles seither kam! Widersprechen Sie nicht — denn ich — ich spreche nicht dawider, daß Sie leben, leben sogar bis zur Selbstvergessenheit —, sondern: wie Sie leben, leben bis zur Selbstzerstörung! Hier liegt der Unterschied! — Ich weiß genau Ihre nun einwendende Geste zu deuten: so wäre es nicht! Aber ich weiß so viel, daß ich Ihnen sagen kann: so könnte, so müßte es kommen!“

Er hatte mich die ganze Zeit nicht zu Wort kommen lassen und auf jede beginnende Regung meine Gedanken erwidert. Und je länger er sprach, um so intensiver empfand ich, wie eine tiefe

Ruhe in mich strömte, wie ich mich bereits aus mir herausgetreten zu sehen vermochte, und wie die Qual von mir zu weichen begann.

„Ich fühle, daß Sie mich verstanden haben. Ich kam nicht zu Ihnen, um Ihnen etwas zu nehmen, ich kam, um zu geben: die Freude, daß Sie leben, die Gewißheit, daß Sie atmen, genießen können, die Fähigkeit, andern die Freude an Ihrem Leben, an Ihrer Freude vermitteln zu können! Es ist mehr, weit mehr, als andere mit Ihnen leiden zu lassen, weil Sie sich einbilden, um Sie leiden zu müssen, oder durch sie!“

Er hatte sich erhoben, und auch ich war aufgestanden. Und als ich aufstand, hatte ich das Gefühl, als wäre ein Teil von mir, jener andere Teil sitzen geblieben und bald darauf in sich zusammengefallen. Er sagte noch:

„Ich merke, es war gut, daß ich kam! Und ich gehe beruhigt, denn es wird sich nicht die Notwendigkeit ergeben, Sie wieder aufzusuchen. Ich sehe bereits darin ein Zeichen günstiger Wandlung, daß Sie es unterlassen, Fragen an mich zu stellen, die ich Ihnen doch nicht beantworten würde. Denn Sie begreifen: es würde sich ja dann nicht lohnen — zu leben!“

Kaum noch der Veränderung in mir bewußt, die so plötzlich eingetreten war, kaum daß ich ein Wort des Dankes zu stammeln vermochte, das mir bereits auf den Lippen schwebte, war er mit einer leichten, reservierten Verneigung aus dem Zimmer geschritten, wie sie nur Männern eigen ist, die Alter und Lebensreife von Jüngeren scheidet.

Und lange noch starrte ich auf die Türe, die sich geräuschlos hinter ihm, wie hinter einem Schatten geschlossen hatte . . .“

Gontard schwieg, und auch ich vermochte, betroffen, kein Wort herauszubringen. Ich weiß nicht, wie lange wir in tiefem Schweigen nebeneinander gegangen sind, aber plötzlich standen wir vor seinem Haus.

Die Bäume des Parkrings waren verschwunden und der Mond, der nun freiere Bahn hatte, strahlte sein mildes Licht über die ausdrucksvollen Fassaden der Häuser.

Ich hatte das Gefühl, als könnte ich ihn nicht allein lassen, als müßte ich ihm noch in seine Wohnung folgen. Als hätte er meinen, selbst mir nicht ganz zu Bewußtsein gekommenen Gedanken gelesen, reichte er mir die Hand: „Du brauchst mich nicht mehr zu begleiten. Er wird nicht wiederkommen. Und ich werde ruhig schlafen.“

Der alte Lehnstuhl

Von Alfred Manns

Irgendwo in der ostpreußischen Marschniederung liegt das wohlhabende Dorf Wollbitten mit seinen weit ausladenden stolzen Bauernhöfen. Zwei seiner Häuser standen einander schräg gegenüber an der Landstraße. Das eine tadellos erhalten, erhob sich weiß und grün getüncht am Dorfrande wie ein kleiner König der Marschen. Es gehörte Peter Blome, dem reichsten Manne im Kreise.

Das andere, ebenso große Haus war Eigentum des jungen Adam Abrumeit. Wenn die Baulichkeiten denen des Nachbarn an Größe wenig nachgaben, so merkte doch auch ein Unbeteiligter, hier wurde leichte Wirtschaft getrieben.

Vor Abrumeits Hause hielt ein kleiner Kaleschwagen mit zwei Litauern davor. Adam Abrumeit, ein stattlicher Mensch mit gesundem Gesicht und fröhlichen Augen, sprang auf den Bock und ergriff die Zügel.

„Du solltest heute hier bleiben“, sagte der alte Knecht, der ihm zum Wagen nachfolgte, „in ein, zwei Stunden kommt Jakob Treppenstein, du weißt, wir haben zwanzig Schweine zu verkaufen, das solltest du selbst machen.“

Adam klopfte dem Knecht auf die Schulter und lachte fröhlich.

„Täte ich auch, wenn ich dich, Jost, nicht hätte, aber wo du die Sache genau so gut machst, was soll ich hier?“

In diesem Augenblicke kam auf zwei Stöcke gestützt die alte Gretemuhme aus der Seitentüre und setzte sich auf die Bank vor dem Hause in die warme Sonne. Während der alte ehrliche Knecht mißbilligend den Kopf schüttelte, wandte sich Adam der Greisin zu, die hier auf dem Hofe aus gutem Herzen ihr Gnadenbrot empfing.

„Gretemuhme, der Jost meint, die Gesellschaft des Jakob Treppenstein stände mir besser an als die des Oberförsters und des Assessors in der Kreisstadt, was sagt Ihr?“

Die Greisin nahm die Hand, mit der sie die Augen beschattet hatte, von der Stirn und sah den jungen Bauern starr an.

„Fahr zu, Adam, fahr zu, desto eher bist du gesund.“

Adam lachte. Das ganze Dorf kannte die Wunderlichkeiten der Alten, trotzdem kam jeder, der eines Rates bedurfte, zu ihr.

Adam sah an seiner kraftstrogenden Gestalt nieder. „Gesund? Na, Gretemuhme, darauf bin ich dann ja neugierig!“

Er wollte lachen, aber als er in diese seherhaften, tiefen Augen sah, wurde er ernst, blickte zögernd auf den Knecht, um dann aber plötzlich die Zügel zu ergreifen und nun ohne ein weiteres Wort davonzufahren.

Jost trat zu der Greisin, vor der er wie alle übrigen eine beinahe abergläubige Scheu hegte.

„Was hast du gesagt, Gretemuhme?“

Die alte Frau knüttete an ihren derben Strümpfen weiter und sah nicht auf.

„Der ist an einem Sonntag geboren,“ murmelte sie, „der bleibt nicht krank, der nicht.“

Gespannt blickte Jost auf die Greisin, als die aber weiter nichts sagte, zuckte er die Achseln. „Nun ist sie bald hin, nun weiß sie aber schon gar nicht mehr, was sie sagt.“

Als der Wagen etwa eine Viertelstunde vom Hofe war, tat sich drüben bei Peter Blome die Haustüre auf, und Lene Blome erschien, den Jagdhund, eine große Dogge, an der Leine führend. Sie hatte gesehen, wie Adam abfuhr und schlenderte nun wie zufällig an dem Abrumeitshofe vorüber. Ihr Ziel war die Gretemuhme, doch niemand durfte das wissen, nicht einmal sie selbst.

„Wie geht's Euch, Gretemuhme?“, so redete sie die Alte über den Zaun an, die hob die Kopf.

„Was denn, Lene, dein Hund ist krank? Es wird die Staupe sein, Kind, ist nicht viel zu sagen drüber: kommt er durch, wird's ein Prachtkerl, kommt er nicht durch, je nun, Marjell, dann gibt's vielleicht einen andern.“

Lene Blome war ein gutes Mädchen mit städtischer Erziehung. Sie hatte die gründliche und nachdenkliche Art ihres Vaters und war eine der wenigen, die den Orakelsprüchen der alten Grete ihren tieferen Sinn entnahm. Sie errötete, schwieg eine Weile und sagte dann, den Kopf des mächtigen Tieres streichelnd:

„Was zu mir gehört, muß gesund sein.“ Dann schritt sie weiter.

Mittlerweile saß der Bauer Abrumeit mit zwei andern Bauern aus dem Weideparadies Torningken im Schloßbitterhofe der Kreisstadt beim Pokerspiele. Der Oberförster war davongegangen, der Assessor sah neidisch zu. Gern hätte er einmal mitgetan, aber hier ging es denn doch zu toll her! An diesem Tische lag der Keim zu manchem tragischen Bauernschicksal. Mehr als einmal waren hier Haus und Hof verspielt worden, das hatte der Assessor nicht.

Als Jakob Treppenstein dem Jost 2000 Mark gegen Quittung übergab für die kleine Sauherde, hatte Adam bereits 5000 Mark im Pokerspiel verloren. Nun, was machte es, wenn ihm auch das bare Geld knapp wurde, bislang hatte er das Gras auf den Wiesen noch nicht verkauft.

Als man mit dem Spielen aufgehört hatte, wurden in froher Laune — Adam war kein Kopfhänger — die Schuldenbeträge in Wiesengras umgerechnet, lieferbar als Heu nach der Ernte.

Als Adam angeheitert mit seinen beiden Freunden das Spielzimmer verließ, mußte er durch die Gaststube. Dort saß die mächtige Gestalt Peter Blomes, dessen Stirn sich kräuselte, und um dessen Mund es zuckte, als er den jungen Nachbarn in diesem Zustande und in dieser Gesellschaft sah.

Die beiden Torningker waren bereits draußen, als Adam den Peter bemerkte. Er streckte ihm in guter Laune die Hand entgegen und bestellte noch eine Flasche Wein mit zwei Gläsern. Peter Blome übersah jedoch die dargebotene Hand.

„Nicht für mich das Glas, Adam,“ sagte er kalt abweisend, „und ich sollte meinen, auch bei dir könnte der Durst nicht mehr allzu groß sein.“

Adams gute Laune war unverwundlich. „Aber eine bessere Sorte, Herr Schloßbitterhof“, rief er dem Wirte zu. Der brachte das Getränk, aber als Adam dem Peter einschenken wollte, nahm der das Glas fort und stellte es auf die Fensterbank.

„Nicht für mich!“ Adam zuckte zusammen, doch nur für einen Augenblick, dann ergriff er den Arm des Nachbarn und flüsterte:

„Peter Blome, wir sehen uns selten, weiß der Himmel, woran das liegt.“

„Komme nicht oft hierher in den Schloßbitterhof.“

Abrumeit lachte etwas gezwungen:

„Nun, nur nicht übertreiben, aber ich meine, man nützt die Gelegenheit, wie sie sich bietet. Na, Peter, um es kurz zu machen: deine Lene, die hab' ich gern, und die möchte ich zum Weibe haben. Komm, sei nicht borstig, gib dein Glas her und sag' ja!“

Da erhob sich Peter Blome und legte die gewaltige Hand schwer auf die Schulter des jungen Bauern.

„Wenn ich nicht deinen Vater und deinen Großvater gekannt hätte und auch dich als kleinen Buben, so möchte ich dir diese Hand wohl statt auf die Schultern ins Gesicht legen, daß du mir die Schande antust, um mein reines Mädchen zu fragen in einem Kretscham und nach einer wüsten Spielerei mit ausgemachten Lumpen. Damit wollte ich dir aber nicht geraten haben, deinen Antrag zu einer anderen Stunde zu wiederholen, denn daß du es nur weißt, so einen wie du bist, bekommt die Lene nicht. Und wenn sie dich noch so lieb hätte. So einen wie dich nimmt sie auch gar nicht, und nun laß dir deinen Wein gut schmecken!“

Adam war emporgefahren. So wie jetzt Peter Blome, hatte noch niemals ein Mensch zu ihm gesprochen. Er ergriff einen Stuhl, mit dem er dem Bauern naheilen wollte. Nach zwei Schritten blieb er stehen und warf den schweren Eichenstuhl auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser durcheinanderklirrten. Der Wirt blieb

ruhig hinter dem Tresen, derartige Szenen taten ihm keinen Schaden.

Eine Minute stand Adam auf demselben Platz und starrte auf die Zerstörung vor sich, dann stieß er ein krampfhaftes Lachen aus und setzte sich an einen andern Tisch.

„Was stehst du da, Wirt, bekomme ich nichts zu trinken? Den allerbesten her, jetzt geht's dafür!“

Er trank ein Glas, sang dazu ein wildes Soldatenlied und umarmte den Wirt. Dann plötzlich setzte er sich auf einen Stuhl und starrte von neuem vor sich hin.

Adam Abrumeit war kein schlechter Mensch. Bei reichen Anlagen, hatte er im Grunde einen guten Charakter. Die alte Gretemuhme wußte recht gut, was ihm fehlte, er litt an der Jugendkrankheit der Abrumeits, die noch fast alle durchgemacht hatten, wie die jungen Hunde die Staupe. Einige waren zugrunde gegangen, die meisten waren durchgekommen. Die Gretemuhme glaubte an Adam.

Adam hatte stets große Stücke auf Vater Blome gehalten, ja lieb hatte er ihn gehabt! Nachdem der erste Jähzorn verflogen, fiel es ihm doch schwer aufs Gemüt. Vater Blome verachtete ihn, und die Lene sollte nicht seine Frau werden. Das war doch unmöglich! Seit zwei Jahrzehnten eins im kindlichen Spiel, und die verschmähte ihn auch? Aber das war ja barer Unsinn! Was war denn geschehen? Die Schulden, die durch ihn auf den Hof gekommen waren, konnten nicht zur Katastrophe führen, wenn nur die Heuernte einigermaßen ausfiel. Daß er sein Leben genießen wollte, du lieber Gott, die meisten jungen Marschbauern taten es.

Adam erhob sich und rief zum Fenster hinaus nach seinem Wagen.

„Das ist ja alles Unsinn, wenn die Lene will, wird der Alte auch wollen, und dann, nun ja, dann kann man ja etwas mehr selbst hinter seinen Angelegenheiten her sein. Ich muß die Lene sprechen, jawohl, heute noch.“

Fünf Minuten später fuhr er davon, seinem Dorfe zu. Daheim schritt er mit nervöser Unrast durch Haus und Ställe, alles besah und prüfte er, so ungefähr, als ob er vor sich selbst ein Examen ablegen wolle, daß er von diesen Dingen noch etwas verstünde. Aber das lag nur so in ihm, denken tat er sich nichts dabei. Seine Gedanken waren ausschließlich bei Lene Blome. Er mußte sie sprechen, und fürchtete doch diese Aussprache mehr als alles andere. Schließlich rief er den Kleinknecht, der hin und wieder einmal heimliche Botschaften getragen hatte.

„Christoph, du kannst wohl mal — — geh mal eben — — na, dummer Junge, was stehst du da und glozt mich an, schere dich an deine Arbeit!“

Zehn Minuten später erschien Blomes zweite Magd.

„Die Haustochter läßt dir sagen, Bauer, sie erwarte dich heute abend vor Dunkelwerden am Walde, sie möchte mit dir reden.“

Dem Adam schlug das Herz in der Kehle. Er wollte einen Freuden sprung tun, unterließ es aber, denn der Mangel an Heimlichkeit in der Botschaft berührte ihn sonderbar kalt.

Bis zur Abenddämmerung war es nur noch kurze Zeit, es litt ihn nicht mehr zu Hause. Er ging fort an den nahen Strom, den ein Hochwasser ins Rasen gebracht hatte.

Peter Blome hatte sich mittlerweile die Tochter vorgenommen.

„Du bist es dem Andenken der Blomes schuldig, daß du Schluß machst mit diesem leichtfertigen Burschen, Marjell. Bring' mir irgendeinen anständigen, ehrenfesten Menschen und wenn er keinen Pfennig hat. Ich sage es um deinetwillen, Lene, du sollst mir nicht an dem da drüben zugrunde gehen.“

Das Mädchen stand mit bleichen, todunglücklichen Zügen vor dem Vater. Nach einer geraumen Weile nickte sie:

„Jawohl, Vater, Ihr habt recht, ich werde es ihm heute abend sagen.“

„Tu das, Kind.“

Als es dämmerte, schritt Lene auf dem Feldweg dem Walde zu. Das junge Herz war ihr zum Verzweifeln schwer, denn hier gab es kein Hangen und Bangen; hier gab es nur Hoffnungslosigkeit und Verzicht, Verzicht auf ein seit frühen Kindheitstagen erträumtes Glück. Sie sah keinen Ausweg. An einer Kreuzung, von wo sie das Dorf überblicken konnte, stand sie still, ihre umher-schweifenden Blicke blieben auf dem Wirtshaus hängen. Dort im Eingang stand der, um den sie litt. Mit wilden ungestümen Gebärden rief er etwas die Dorfstraße hinunter und wies mit der Hand in das Innere des Wirtshauses, in dem er selbst wieder verschwand.

Jetzt war es nur noch der Stolz, der sie aufrecht erhielt, und gerade der war tödlich getroffen. „Nun, dann muß es auch ohne Aussprache gehen“, murmelte sie vor sich hin und schickte sich an, umzukehren. Aber da erschien Adam von neuem auf der Schwelle des Gasthofes und eilte nun ziemlich schnell auf dem nächsten Wege der Gegend zu, die Lene als Treffpunkt bestimmt hatte. Da ging auch sie weiter.

Als die beiden jungen, kräftigen Menschen einander gegenüberstanden, wußte keiner das erste Wort zu finden. Endlich versuchte Adam die Hand des Mädchens zu fassen, die sie ihm entzog.

„Ich danke dir, daß du um meinetwillen dem Wirtshause die kostbare Zeit stahlst“, sagte sie leise.

Noch nie in seinem Leben war sich Adam so erbärmlich vorgekommen wie in diesem Augenblicke. Er versuchte abermals erfolglos Lenes Hand zu fassen und bemühte sich, seinem Verstande irgend etwas halbwegs Vernünftiges abzurufen. Mit einem Male schoß es ihm durch den Sinn. Er war jung, er war gesund und stark, es mußte doch mit allen Teufeln zugehen, wenn ausgerechnet er nicht fähig sein sollte, ein Leben zu führen, daß ihn dieses prachtvollen Mädchens würdig gemacht hätte. Völlig wie Sicherheit kam es über ihn, als ob nun alles gut sei, als ob er mit dem Glauben an die Kraft zu einem guten, rechtschaffenen Leben auch schon den Lohn dafür beanspruchen könnte.

„Lene, ich weiß, was du sagen willst, aber ich bin jetzt nicht mehr der, der ich war. Ich will — — —“

Lene winkte müde ab und schüttelte den Kopf.

„Was du willst in diesem Augenblick, mag gut sein. Was du heute getan, und wohin es dich trotz unserer Verabredung noch vor wenigen Minuten zog, das zeigt mir, was du getan hast und vermutlich tun wirst.“

„Lene“, rief er, „wir haben uns doch lieb seit unserer Kindheit und dann mehr!“

Starr sah sie ihn an: „Und doch bist du geworden wie du bist?“

„Jawohl, ich hatte dich lieb und glaube zu meinem Elend, ich hab's noch. Aber du sollst nicht einen Augenblick dran zweifeln, daß eine Blome nur einen Mann heiratet, den sie achten kann, und achten, Adam Abrumeit, kann ich dich nicht. Frisch aus dem Wirtshaus zur Zusammenkunft mit der Geliebten, das kennzeichnet dich.“

Adam war im Grunde ein ehrlicher Bursche, und diesem Mädchen gegenüber sich besser zu machen, als er war, das vermochte er nicht. Ratlos schwieg er eine geraume Weile, dann sagte er leise, wie bittend:

„Und versuchen, meinst du, kannst du es nicht mit mir, kannst nicht warten?“

Da sah sie ihm voll in die Augen und legte leise die Hand auf seine Schulter.

„Adam, was hast du aus unserem Glück gemacht! Nein, ich glaube an nichts mehr und hoffe auf nichts mehr. Es handelt sich hier nicht um eine leichtfertige Tat des Augenblicks, es handelt sich um Jahre, die dich immer mehr und mehr zum zügellosen Spielball der Leidenschaften machten. Mit diesen Leidenschaften will ich keinen Zusammenhang haben, es muß aus sein zwischen uns beiden, aber ich glaubte es der Erinnerung an frühere schöne

Zeiten schuldig zu sein, wenn ich mich entschloß, dir das selbst zu sagen."

Diesem Mädchen gegenüber brach bei Adam aller Stolz, alle Selbstzufriedenheit und Selbstgerechtigkeit zusammen.

Die Abrumeits waren seit Generationen ein Geschlecht, zusammengesetzt aus rastloser Energie und haltlosem Verzagten. Wie in einem Spiegel sah er sein Leben der letzten Jahre an sich vorüberziehen, und dann blickte er auf das Mädchen vor sich. Nicht werbend mehr, sondern mutlos verzagend, streckte er noch einmal die Hand aus, die das Mädchen dieses Mal mit leichtem Druck ergriff.

"Lebe wohl!" — — —

Als Lene wieder zu Hause anlangte, fand sie das Gesinde in heller Aufregung. Heute gegen Abend hatte nicht weit vom Hause der Adam Abrumeit mitten aus dem reißenden Strom einen Greis gerettet, der auf einem treibenden Hausdach hockte und verzweifelt die Hände rang. Kein Mensch hatte sich an das Werk getraut, das sicheren Tod versprach. Adam hatte es vollbracht, den Halbbewußtlosen in das Wirtshaus getragen und die herankommenden Leute angeschrien, zum Arzte zu laufen. Unendlich wohl war es Lene ums Herz, daß sie dem Adam Unrecht getan hatte. Sie war stolz darauf, ihre Liebe keinem ganz Unwürdigen geschenkt zu haben. Sie ging zu ihrem Vater, die beiden verstanden sich sofort.

"Mein Kind, die gute Tat eines Augenblicks löscht eine oder auch wohl viele schlechte Taten aus, aber die Wurzeln der eigenen Kraft, die einer sich selbst abgräbt, wachsen nicht von heute auf morgen wieder."

Adam langte erst in der Nacht zu Hause an. Er ahnte nicht, daß die Lene im tiefsten Innern doch noch voll war von bangender, verzweifelter Hoffnung, in diesem Augenblicke mehr denn je. Er selbst war nun der Hoffnungslose. Seine Selbstzufriedenheit hatte ihn so vollkommen verlassen, daß er nicht einmal mehr an die brave Tat des Abends dachte. Eine andere Idee zwang ihn in ihren Bann. Die Scholle hier, auf der Vater, Großvater und Urgroßvater gelebt, geliebt und gekämpft hatten, die den kraftvollen Aufstieg so mancher aus seinem Geschlechte und den haltlosen Zusammenbruch anderer erlebt hatte, diese Scholle trug ihn nicht mehr. Er hatte nur ein Gefühl, das ihn ganz beherrschte, weit, weit weg aus diesem Lande und weit, weit weg von diesem Mädchen! Stundenlang saß er auf einem Steine am Waldrande, und als er sein Haus betrat, war Mitternacht vorüber.

Müde und zerschlagen warf er sich in den alten Ohrenlehnstuhl, der seit weit über hundert Jahren auf dem Hofe stand, und in dem Vater und Großvater das Zeitliche gesegnet hatten. Mit einer gewissen neu erwachten Energie beschäftigte er seinen Geist nun mit

dem, was ihm für die nächsten Tage bevorstand. Der Abrumeitshof und alles Inventar sollte verkauft werden und die Mittel liefern zum Ankauf irgendeiner kleinen Farm in Amerika. Die Gedanken lenkten ihn ab, es gab genug zu tun für die nächsten Tage: Umwandlung der Materialschulden in Geldschulden, Besprechung mit dem Auktionator usw. usw.

Während er so saß und überlegte, öffnete sich die Thür, die Gretemuhme schlürfte auf ihren Pantoffeln herein und setzte sich Adam gegenüber auf die Ofenbank. Der fuhr leicht zusammen, die Alte war ihm immer als so etwas ähnliches wie der Geist des Hauses erschienen. Er fühlte, wie die Blicke der Greisin auf ihm ruhten, und er wagte nicht aufzusehen. Zum ersten Male in seinem Leben fürchtete er sich ein wenig. Als Gretemuhme längere Zeit nichts sagte, hielt es Adam nicht mehr aus.

„Gretemuhme, ich verkaufe hier alles, alles, ich ziehe nach Amerika, ich ertrage die Heimat nicht mehr. In der nächsten Woche ist Auktion.“

„So, so“, sagte die Alte. „Hm ja, es geschieht, was muß. Aber um eins bitte ich dich, wenn du hier aus dem Hause etwas verkaufst, mache mit dem Lehnstuhl, in dem du sitzt, den Anfang. Kriegst du es fertig, den wegzutun, dann ziehe nach Amerika oder hänge dich auf, das ist einerlei. Verkauft du ihn aber nicht, dann Adam, dann —“

„Was dann, Muhme, was dann?“

„Mehr kann ich nicht sagen, mein Söhnchen, nur das eine noch, sieh mal, ich bin hier nun bald 100 Jahre auf dem Hofe. Als Kind habe ich noch den Großvater deines Großvaters gekannt. In diesem Lehnstuhl haben sie gegessen, deine Ahnen, die jungen Mütter mit ihren Säuglingen; die Väter und die Großväter, vor denen haben die Enkel und Söhne auf den Knien gelegen und haben sich ihre Sorgen, ihre Not und auch wohl ihre Schuld vom Herzen gebeichtet. Die Kinder haben ihn im Ringelreihen umtanzt, und die Braut hat darin gegessen, wenn sie den Bräutigam erwartete. So war es Sitte auf dem Abrumeitshofe. In allem was hier geschah, spielt der alte Lehnstuhl die Hauptrolle. Alles was sich um ihn herum zutrug, lebt und webt dort heute noch nach. Ich sehe alle diese Gestalten um ihn leben und wirken, und jetzt in diesem Augenblick sehe ich deinen Großvater, wie er die Hand des alten Klaus Abrumeit in der seinen hält, und wie er sagt: ‚Vater, bei meiner Seligkeit, jetzt wird's anders!‘ Um deinen Großvater gab zur damaligen Zeit kein Mensch einen roten Heller, und der hat doch sein Wort gehalten. Und nun noch einmal, mein Junge, wenn du es fertig bringst, diesen alten Lehnstuhl zu

verkaufen, dann ist es für dich einerlei, Amerika oder die nächste Ecke dort im Hofe, und jetzt bin ich müde, gute Nacht."

Adam war tiefbewegt, aber die Geschäfte der nächsten Tage ließen ihn die Phantastereien der Alten völlig vergessen.

Der Tag der Auktion war herangekommen. Käufer in reichlicher Zahl hatten sich gefunden, Bauern, Kätner, Kossaten, jüdische Händler und dergl., ernsthafte Käufer und Neugierige, wie das so geht bei ländlichen Versteigerungen.

Adam Abrumeit, der Bauer, stand teilnahmslos in einer Ecke, als das Ackergerät und zuletzt das Vieh in fremden Besitz überging. Die Preise, die erzielt wurden, waren nicht schlecht.

Nun begab sich die ganze Schar des Auktionspublikums ins Haus, man ging jetzt an die Mobilien. Ohne sich besonders etwas dabei zu denken, hatte Adam den Lehnstuhl als erste Nummer auf die Liste setzen lassen. Da stand nun das alte Inventarstück mitten in der Stube. Adam trat näher. Er sah, wie der Stuhl von Neugierigen und Kauflustigen betastet und befühlt wurde. Es war ihm, als sollte ihm übel werden dabei. Hinten in der Ecke saß auf einem wackligen Schemel die Gretenuhme. Adam hatte das Gefühl, als ob deren Blicke sich förmlich schmerzhaft in sein Gehirn bohrten und noch mehr. Wie in einem Traumzustande sah er das friedliche Gesicht seines Vaters in den Ohrenlehnen liegen. Da faßte er sich mit der Hand an die Stirn und blickte auf die Schar der Anwesenden wie auf etwas Ungeheuerliches.

Was hatten diese gaffenden, schreienden Menschen mit seinem friedlichen Vater zu schaffen? Adams Gestalt reckte sich, seine Muskeln strafften sich, gefährlich bligte es in seinen Augen. Da trat der stets betrunkene Schuster Petrick auf den Sessel zu und machte Anstalten, sich so recht behaglich darauf niederzulassen. Da war Adam mit einem Sprung zur Stelle, packte den Schuster vorne in die Weste, hob ihn wie eine Puppe empor und warf ihn durch die offene Stubentür.

"Wirst du meinen Vater in Frieden lassen, du Hund!"

Das Geschwäh der Anwesenden verstummte, kein Laut war hörbar, niemand hatte eine Ahnung, was der Vorgang zu bedeuten hatte, man hielt Adam für betrunken. Der legte sich abermals die Hand über die Augen, aber nur kurze Zeit, dann warf er den Kopf in den Nacken, ungefähr so wie sein energischer Vater getan hätte, wenn er zu sagen pflegte:

"Nun paßt auf, dieses bestimme ich, und so soll es werden!"

"Aus ist die Auktion, hinaus alle miteinander, es wird nichts verkauft hier, kein Stück Land. Was erworben ist, kaufe ich mit zehn vom Hundert Aufschlag zurück. Weg hier jetzt von meinen Sachen und von dem Lehnstuhl meines Vaters!"

Adam ließ seine Blicke noch einmal rundherum schweifen, da gewahrte er noch einen Menschen. Hastig ging er auf die Person zu, aber das war die Gretenuhme. Die rührte sich nicht. Im Augenblick, als der Hoserbe sich auf sich selbst besann, war sie mit glücklichem Lächeln verschieden. Die setzte Adam nun in den alten Lehnstuhl, und in die Hände der Leiche legte er ein Gelöbniß ab. — —

Und mit dem Schwur begann ein neues Leben für Adam. Der gute Geist seines Hauses war dort und in die Seele des jungen Bauern wieder eingezogen.

Niemand glaubte im Anfang an eine ernstliche und dauernde Wandlung des Bauern, und die Nachbarn zuckten die Achseln, wenn die reichen Marschbauern, die Pockerbauern, wie man sie nannte, vor dem Abrumeithofe hielten und ohne Adam fluchend wieder abfuhrten.

Am meisten wunderte der sich selbst, daß es ihm so leicht wurde, auf alles zu verzichten, was ihm früher zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörte. Ein paarmal, schier aus Gutmütigkeit, schickte er sich an, dem Besuche zu folgen, aber schon im Begriffe aufzusteigen, fiel sein Blick zu dem Blomehof hinüber.

„Fahrt allein, Leute, mir fällt da etwas ein, ich habe hier doch noch zu tun.“

Das ließen sich die hochmütigen Pockerbauern zweimal bieten, das drittemal blieben sie weg.

Als eines Tages einer von ihnen, ohne anzuhalten, nach der anderen Seite blickend an Adam vorüberfuhr, stutzte der erst, und dann brach er in ein herzlich befreiendes Lachen aus.

Der Zufall wollte es, daß Lena Zeuge dieses kleinen Geschehnisses war. Ein paar dicke Tränen traten ihr in die Augen, und sie faltete die Hände wie zum Gebet.

Nach einem halben Jahre hieß es im Dorfe: Der Adam fährt nicht mehr in die Kreisstadt, der Adam ist sein eigener Inspektor, der Adam kommt wieder hoch.

Nach einem Jahre erhielt Adam Besuch von Peter Blome.

„Adam, du hast auch einmal um meine Einzige, um Lena, gefragt. Meinst du's heute noch so?“

Adam ergriff beide Hände des Bauern. „Vater Blome!“ Fast schrie er es.

Der Alte lächelte. „Nimm sie, Adam Abrumeit, ich bin einverstanden und die Lena auch.“

Der Mann mit den zwei Frauen

Eine Danziger Geschichte

Von Georg Lichen

„Das muß jetzt ein Ende haben, ob so oder so!“ Mit diesen Worten sprang ich an jenem denkwürdigen Sonntag-Morgen mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und trat ans Fenster.

Ich wohnte damals in einem elenden Hinterhause in der Ketterhagergasse. Meine Fenster gingen auf einen kleinen, viereckigen Hof hinaus, der rings von hohen Mauern — theils mit, theils ohne Fenster — eingeschlossen war. Durch diesen Schacht sah ich nach oben, und stellte fest, daß schönes Wetter war.

„Dann also schnell, ehe sie kommt“, sagte ich mir; zog mich in aller Hast an, goß im Vorbeigehen eine Tasse von dem lauwarmen, braunen Wasser herunter, das meine Wirtin Kaffee zu nennen pflegte, und für das ich ganze dreißig Mark monatlich mehr zu zahlen hatte, steckte die beiden elendigen Brote in die Tasche und ging. Als ich auf die Straße trat, schlug es acht und auf dem Rathhausturm sang das Glockenspiel indessen für sonntägliche Langschläfer sein „Lobe den Herrn . . .“

Als ich auf die Lange Brücke kam, lag der Dampfer schon bereit, aber die Sperre war noch geschlossen. Aus Furcht, irgendein Zufall könne am Ende meine Flucht doch noch vereiteln, blieb ich als einziger so lange an der Schranke stehen, bis sie geöffnet wurde. Mit einem Seufzer der Erleichterung betrat ich als erster den Dampfer und verbarg mich hinter dem Schornstein. Hier blieb ich und starrte unentwegt auf die Speicherinsel, bis endlich das Signal gegeben wurde und die Schraube sich in Bewegung setzte. Ich war gerettet! Und weil ich jetzt keine Veranlassung mehr hatte, mich einrußen oder mit heißem Dampf besprühen zu lassen, stand ich auf und setzte mich ganz vorn zwischen Seiltrommeln, Fässer, Kisten und sonstige Frachtgüter, die da aufgestapelt lagen.

Wir fahren! — Gott sei Dank! — Und ich hatte das Gefühl, als könne mich keine Macht der Welt mehr einholen.

Eigentlich bemerkte ich jetzt erst, was für einen schönen Tag wir hatten. Der Himmel war ein einziges Blau und teilte sein keusches Licht dem Wasser mit. Auf der Langen Brücke gingen vereinzelte Menschen, an einem offenen Fenster rasierte sich einer, Betten wurden zum Lüften in die Sonne gelegt und als wir am Krantor vorbeifuhren, stürzte eine Bande Jungs mit wildem Indianergeheul auf die Brücke und winkte herüber.

Das also war meine Heimat! — Das heißt, konnte ich denn überhaupt von Heimat sprechen, ich, der ich mich überall ausge-

stoßen und verlassen fühlte und für den es eigentlich nichts anderes gab als — die Welt? Immerhin, ich war ja doch hier geboren und — wie man so sagt — „erzogen“ worden, hatte meine ersten Eindrücke auf diesem Fleckchen Erde gehabt und war ihm deswegen verbunden, wie man jedem Stück Erde verbunden ist, an das uns eine Erinnerung kettet. Ach, und hier war es nicht eine, hier waren es viele, viele, — so viele, daß ich ein ganzes Buch schreiben müßte, wollte ich sie alle zu Worte kommen lassen.

Aber eine, die tritt doch unter allen ganz besonders hervor: Ich mochte damals etwa fünf Jahre alt sein. Meine Mutter hatte mich mitgenommen, und da sie noch eine Reihe von Besorgungen zu erledigen hatte, übergab sie mich dem Ladeninhaber eines großen Tuchgeschäfts, ich glaube, es war in der Gegend vom Kohlenmarkt. Hier saß ich nun auf der runden Bank, die um die eiserne Säule lief und wartete — wartete, wie mir jetzt scheint, eine ganze Ewigkeit. Der Laden leerte sich, neue Kunden kamen nicht mehr und die Angestellten begannen die auf dem Ladentische herumliegenden Tuche zusammenzurollen und in die Regale zu schieben. Ab und zu trat ein wohlbeleibter Herr zu mir und wollte mich trösten. Warum eigentlich? Ich weiß genau, daß ich nicht geweint, dafür aber wie versteint dagesessen und eine Einsamkeit empfunden habe, so schwer und maßlos, daß jedes aufkommende Leid von ihr im Keime erstickt wurde. Und als mich meine Mutter dann endlich holte, folgte ich ihr wie ein Nachtwandler oder wie einer, der eben aus dem Grabe auferstanden.

Später habe ich übrigens dieses Vollgefühl der Einsamkeit noch einmal gehabt, und zwar an einem Sonntag Nachmittag in den Dünen. Doch wozu soll ich das alles erzählen? Es sieht ja beinahe so aus, als ob ich mit meinem Kindheitsleid kokettierte. Aber die Einsamkeit ist seitdem nicht aus meinem Blute gewichen. Ich trage sie mit mir herum wie eine Krankheit oder — wie ein unendliches Glück, zu dem man nur durch die Gnade kommt.

Als wir am Fischmarkt vorbeifuhren, mußte ich lächeln, denn mir fielen meine ersten heroischen Versuche mit der Feder ein. Die deutschen Ordensritter spielten damals eine ungeheure Rolle in meinen titanenhaften Entwürfen. Für die Polen hatte ich nicht besonders viel übrig, wenngleich mir das Bild im Rathaus, das die Einnahme der Stadt durch die Polen darstellt, eine gewisse Achtung vor dem todesmutigen Wollen dieses Volkes abnötigte. Aber die Ordensritter — ja! — und dann die große Szene im Artushof, die ich geschrieben, und die mystische Verklärung des Ganzen in St. Marien. Ohne Zweifel — ich habe meine Heimat glühend geliebt. Ich war stolz auf sie. Stolz auf ihre altherwürdigen Gassen, stolz auf die Löwen an den Beischlägen, stolz auf all die

Türme und prächtigen Fassaden und stolz nicht zuletzt auf ihre große Geschichte, dahinein ich mich auch rechnete.

Erst Venedig, dieses falsche Venedig, diese schmeichelnde Kuppelerin und Verführerin im Schoße der Adria, hat diesen Traum zerstört. Wehe! — Warum ist St. Marco so prächtig und der Dogenpalast und all die Paläste am canal grande, wenn es in den anderen Teilen dieser einzigen Stadt nach Säulnis stinkt, daß es einem den Atem verschlägt? Warum muß der Markusplatz gar so sehr mit seiner Größe prahlen, wenn die Mehrheit der Bürger sich zusammenpferchen muß, daß weder Licht noch Luft in ihre elenden Käfige gelangt?

Venedig, dieses falsche Venedig, hat mir die Augen über meine Heimat geöffnet, und seitdem bin ich auch in ihr ein Fremder. Ich sehe sie anders, als ich sie ehemals sah — sehe sie gewissermaßen von hinten, sehe in ihre stockigen, lichtlosen Höfe und in ihre finsternen Wohnungen, sehe all die Not und das Elend, während ich früher nur die Oberfläche sah und ihren Prunk. Ach Venedig, warum hast du mir meine Heimat gestohlen!

Da lag sie, am dick qualmenden Schornstein des Dampfers vorbei, mit all ihren Türmen. Fast jedes zweite Haus kannte ich dort. Es ist doch wohl nicht gut, wenn man gar zu viel kennt. Nicht jeder ist zum Lastträger geboren.

Aber zum Teufel — was scherte mich das! War ich nicht frei? Konnte ich nicht hingehen, wohin ich wollte? In der braserie universelle an der großen Oper in Paris brauchten sie jetzt gewiß einen deutsch sprechenden Kellner und in Genf würde ich vielleicht als Dolmetscher mit Federgewandtheit auch ein Unterkommen finden. Oder wäre es nicht das Beste, alles, was man hat, den Armen zu geben und zu Fuß nach Indien zu pilgern, um das gegenwärtige Licht der Welt, den großen Mahatma Gandhi, zu schauen? Ja, gewiß! — Aber . . . ja, aber!

Und miteins kam mir wieder in den Sinn, was ich im letzten Jahre alles erlebt und was mich heute wie einen Verbannten aus diesen Mauern vertrieben hatte. O, ich haßte diese Stadt, deren Boden mir noch unter den Füßen brannte, und doch liebte ich sie, daß ich niederknien und diese Erde küssen konnte wie damals, als sie mir die rote Heckenrose brach und mich stehen ließ in all meiner Glückseligkeit wie einen Schulbub.

Ach Gott ja — damals! — Damals war ich Wochen hindurch wie im Rausch herumgegangen, hatte gedichtet, war hinaus gefahren, und hatte mich in die See geworfen, war stundenlang durch die Dünen gewandert und hatte meine Liebe den Winden vertraut.

Warum ist das alles nicht so geblieben? War es nicht genug, übergenuß für mich? War mein Herz nicht zum Zerspringen voll

und meine Brust nicht ein einziger Jubel? War „sie“ es nicht — ihr Himmel, ich frage euch! — war sie es nicht, die mir von Ewigkeit bestimmt und durch den allliebenden Schöpfer zugeordnet war — sie, die mich so ganz erfüllte, die all meine Kräfte erschloß und mein Ich wie ein göttlicher Funken durchglühte? War da überhaupt noch etwas, was ihr nicht gehörte? Jede Regung meines Herzens, jeder Muskel, jeder Nerv, jeder Blutstropfen — alles, alles gehörte ihr — ihr! außer der ich nichts sah, was ist und ohne die ich nichts war. O, wie stolz sie ist, wie königlich sie dahergeht, diese echte Tochter dieser freien gotischen Stadt! Wenn sie mit ihrem hellblonden Haar die Straße heraufkommt, dann ist es, als schiene plötzlich die Sonne in die ewig dunklen Fenster hinein. Und ihr Lachen gar und der Glanz ihrer Augen, wenn sie irgendeins ihrer Schelmenstücke erzählt! Aber was will das alles sagen im Vergleich zu jenem unbeschreiblichen Augenblick, als sie in der Frauengasse ein armes, kleines, schmutziges Kind, das mörderisch schrie, von der Straße auf- und in die Arme nahm und so lange wiegte, bis es lachend seine kleinen Händchen nach ihr emporstreckte.

Genug, genug! Ich werde toll, wenn ich mich in jene Zeit verliere, wo sich der Himmel mir zur Erde senkte.

Wie — und du willst jene Stadt verwünschen, die ein solches Wunder birgt?

Ich sah zurück. Aus dem massigen Komplex war eine langgezogene Silhouette geworden, die sich fast bis an den duftigblauen Höhenrand dort drüben erstreckte. Und auch von da wehten auf einmal Erinnerungen herüber: — stille, weltverlorene Nachmittage in jenen verschwiegene, altväterlichen Parkwegen des ehrwürdigen Klosters

Und all dieser Glanz und dieses Klingen ging von jenem wundersamen Menschenkinde aus, das jetzt dort hinten, mitten in jener Silhouette, vielleicht in der Sonne am offenen Fenster stand und sich die schweren Flechten flocht. Ja, dort drüben mußte es sein, denn der Katharinen-Kirchturm lag, von hier aus gesehen, in einer Linie mit dem schweren Massiv von St. Marien.

Und ich mußte all der Stunden gedenken, die ich in jenem weinumrankten Häuschen verlebt hatte. Wenn ihre Mutter, diese Frau mit dem gütigen Lächeln und den adligen Händen, mit ihrer Arbeit auf dem runden Sofa unter dem Bilde ihres Mannes saß und von ihrer Heimat, dem Badischen Lande, erzählte, dann kam es oft wie Neid über mich. Damals begann ich zu zweifeln, ob mein Weg wohl der richtige sei. Denn wenn ich aufsaß und aus diesem hohen Lied der Heimat gleichsam auftauchend, den Kopf jenes Mannes sah, dessen Ahnen aus Friesland hierhergekommen waren, und den Geist um mich weben spürte, der aus dieser Verbindung ge-

boren, dann wußte ich, daß es um dieses „Volkssein“ mehr war, als was uns die heutigen Anwärter dieser Richtung darunter vor-täuschen wollen.

Und wenn mein suchender Blick dann schließlich in ihre blauen Augen fiel, dann war alles, was ich sah — die Stadt und die Menschen, wieder wie einst: Alles war deutsch, alles war sie — wie die spielenden Kinder drüben auf der grünen Wiese im Holm oder wie der alte Lindenbaum am Fährhaus, daran wir vorüberfahren. Alles war deutsch, alles war sie!

Aber ich tue ja wirklich so, als ob das damals alles schön nacheinander und für einen künftigen Leser geordnet sich in mir zurechtgelegt hätte, so nach Art von Romanschreibern, die im ersten Abschnitt das eine und im andern das andere schildern, damit nur ja keine Verwirrung entsteht. Und doch war gerade das Gegenteil der Fall. Denn die Verse des Liedes, das ich mir sang, während ich die Eindrücke ringsum in mich aufnahm, hatten verschiedene Kehrreime. Der eine hieß: „Ja, das ist sie“, und der zweite: „Ja, das ist die andere“. Und so ging das immer im Wechsel den Strom hinab zum Meere hin: „Das ist sie“ und . . . „Das ist die andere“.

Und wer die andere ist? — Ja, das ist's ja eben: Nataſcha ist die andere, und wer das nicht versteht, dem kann ich nicht helfen.

Im allgemeinen pflegt es ja so zu sein, daß erst die eine kommt und viel später, wenn bereits erwachsene oder halb erwachsene Kinder da sind, die andere. Diese andere tritt dann gewöhnlich als böser Geist in Erscheinung, wenigstens für die erste, die zufolge des jahrelangen Besizes ein absolutes Anrecht zu haben glaubt, obgleich sie sich doch sagen müßte, daß ein Mensch niemals Gegenstand eines Besizes werden kann. Denn was ist von dem Menschen noch übriggeblieben, den sie vor 15 Jahren heiratete? Und was ist sie selbst noch im Vergleiche zu dem Menschen, der sie vor 15 Jahren war? Würden die beiden heute noch ebenso zusammenfinden wie damals? Aber die Gewohnheit und die Kinder und alles zusammengenommen sind ein fester Kitt, der das unharmonisch Gewordene weiter bindet und die zweite Zweisamkeit zum Verbrechen macht. Trotz Leid und Tränen und Reue und ehelichen Schwüren läßt sich aber die andere nicht aus der Welt schaffen. Sie bleibt wie eine drohende Möglichkeit oder wie eine eherne Anklage so lange am am Horizont, bis alles vorbei und jene zweite Möglichkeit erloschen ist.

Diese beiden Möglichkeiten, Gott sei's geklagt, sind bei mir zeitlich zusammengefallen und ich stehe zwischen ihnen wie ein Gekreuzigter. Neige ich nach rechts, dann reißt die Wunde in der

linken, und neige ich nach links, dann fühle ich den Nagel in der rechten. Es ist ein Jammer ohne Ende, denn entscheiden kann ich mich nicht, da ich nicht vergleichen kann.

Vergleichen! — Was für ein sinnloses Wort! Als ob es sich hier um ein Geschäft oder überhaupt um etwas handelte, das den wägenden Verstand betrifft. Was ließe sich denn hier überhaupt vergleichen, wo es sich um Dinge handelt, die über aller Vernunft sind? Bin ich bei ihr, dann bin ich ganz bei ihr, denn ich liebe sie, und bin ich bei Natascha, dann bin ich ganz bei ihr, denn ich liebe sie. Daß ich die eine Liebe wie die andere, das ist zugleich mein Bethlehem und mein Golgatha.

Aber das Tollste vom Tollen, der Irrsinn in seiner höchsten Potenz, ist doch die innige Freundschaft der beiden. Da gehen sie dahin, Arm in Arm, und ist ein Herüber und Hinüber, als könnte keine ohne die andere sein! Neulich begegnete ich ihnen vor dem Olivaer Tor, gab Natascha die Rechte und Hilde die Linke und stand nun zwischen ihnen wie eine Brücke, gleichwie diese Stadt, die doch auch wesentlich Brücke ist oder es zum mindesten sein sollte. Und als ich mich von ihnen verabschiedete, gab ich ihr die Rechte und Natascha die Linke.

Natascha ist, damit ich das wenigstens kurz sage, die einzige Tochter eines ehemaligen russischen Großgrundbesizers aus dem Gouvernement Smolensk. Uebrigens heißt sie gar nicht Natascha, ich nenne sie nur so, weil ich . . . doch das ist ja gleichgültig!

Vor einem halben Jahre kam sie als Flüchtling nach Danzig. Sie hatte als revolutionäre Studentin auf dem ultralinken Flügel gegen die Nep-Leute agitiert, und war deshalb von der Tscheka auf die schwarze Liste gesetzt worden. Um nicht nach Sibirien oder gar in irgendeins jener in Kerker umgewandelten Klöster zu kommen, hatte sie es vorgezogen, ihr reaktionäres Land zu verlassen, und nach Deutschland zu fliehen, dessen Sprache sie einigermaßen beherrschte.

Ich war damals gerade im Begriff, Hilde nach Zoppot nachzufahren, als ich Natascha in der Bahnhofshalle begegnete. Ihr ausländischer Typ, vor allem aber das schwere Leiden, das sich in ihr blasses Gesicht geprägt hatte, fiel mir auf, und ein Gefühl unendlicher Fürsorge überkam mich, als ich, einem dunklen Triebe folgend, ihr nähertrat.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr“, sagte sie mit ihrer weichen Stimme und ihrem damals noch stark ausländischen Akzent, „würden Sie mir wohl behilflich sein, hier ein bescheidenes Unterkommen zu finden?“ Und nun erzählte sie mir in kurzen Zügen ihr Schicksal von dem Augenblicke an, wo sie kurz vor ihrem Examen als Medizinstudierende zum ersten Male gewarnt worden war.

Ich bin dann mit ihr den ganzen Nachmittag herumgelaufen, immer treppauf, treppab, zu den verschiedensten Behörden und was weiß ich noch alles, bis wir dann ohne Wohnung, unschlüssig an der Ecke der Heiligengeistgasse standen. Der Menschheit ganzer Jammer packte mich an, als ich sie so stehen sah, mit den krampfhaft zurückgehaltenen Tränen in den Augen, und ich bat sie, wenigstens für diese eine Nacht mit meiner Stube vorlieb zu nehmen. Sie nickte nur, und wir gingen.

Vier Wochen hat sie von jenem Tage an bei mir gewohnt. Dann erhielt sie eine Anstellung als Assistentin, und als solche auch ihr eigenes Zimmer. Erst als sie übersiedelte, wußte ich, daß ich sie liebte. Bis dahin waren wir wie Kameraden gewesen.

O, Nataſcha, warum bist du in den blanken Spiegel meiner Seele gefallen?!

Doch still, du Narr! Wolltest du wirklich lieber, sie wäre nicht hineingefallen? Möchtest du die Stunden und langen Abende aus deinem Leben streichen, wo sie dir mit glühenden Wangen von der Erhebung ihres Volkes aus der Knechtschaft erzählte und wie es gleich einem Sturmwind über dieses gute, gläubige Volk gekommen war, oder wie sie immer wieder mit ehrfürchtigem Schauer und zitternden Lippen den Namen Lenins gleich den eines Heiligen aussprach.

O, in Nataſcha iſt grenzenlose Weite. In ihr ſingen die unendlich traurigen Lieder der Wolga, und der Wind trägt ſie über die einsamen Steppen ihrer keuſchen und doch voll unterirdiſcher Leidenschaft zitternden Seele. Uebrigens ſind das nicht meine, ſondern Hildes Worte. Ja, in Nataſcha erinnert alles an die großen Frauen, deren Seele ſo weit und deren Stolz ſo groß iſt, daß wir uns darinnen verlieren. Neulich fragte ich ſie im Scherz, ob Aglaja, die Braut des „Fürſten“, etwa ihre Mutter ſei. Sie lachte und ſagte, ſie hätte es ſich nicht träumen laſſen, daß es in Deutſchland auch Schatoffs gäbe. Ich glaube, daß ich über dieſe unverdiente Ehrung über und über rot geworden bin.

Ein leiſes, ſchmerzhaftes Ziehen ging durch mein Herz, als ich mir vorſtellte, daß ſie in dieſem Augenblick vielleicht von meiner Wirtin erfahre, daß ich nicht da ſei.

„Nicht da? — Aber wir haben uns doch geſtern Abend für heute verabredet.“

Und nun wird Frau Handlos die Schultern nach oben ziehen und ihre alberne Grimasse ſchneiden, und Nataſcha wird langſam wieder die ausgetretene Treppe hinuntergehen.

Schlechter Menſch! — Aber, mein Gott, was ſollte denn nur werden? Was hätte ich anders tun können? Wäre ich heute mit ihr nach der Strauchmühle gegangen, dann wäre alles entſchieden

worden, darüber war ich mir gestern schon völlig klar gewesen. Und Hilde? — Hilde? — Nein, das war unmöglich, das wäre Selbstmord gewesen! — Uebrigens bin ich Hilde vor vierzehn Tagen aus genau dem gleichen Grunde ja auch ausgewichen. Eben darum konnte das aber unmöglich so weiter gehen! Nun — vielleicht kam ich da drüben in der Einsamkeit zu einer Lösung.

Als wir in Hela anlegten, war es fast Mittag. Die Fahrt quer über die blaue, in strahlender Sonne leuchtende Bucht hatte mich erquickt und mir den lästigen Druck von den Schläfen genommen, diesen nachgebliebenen Alp der schlaflosen Nacht. Und als ich ein Zimmer gemietet und ein wenig gegessen hatte, ging ich durch die schütterten Kiefern nach dem Nordstrand.

Hier habe ich drei ganze Tage gelegen: nur die See und die Sonne und der weiße Strand und darüber der Himmel. Kein Mensch, der an mir vorbeigekommen wäre. Am zweiten Tage badeten einige hundert Meter von mir entfernt zwei Mädchen. Nach Größe und Alter hätten es Hilde und Natascha sein können. Sie haben mich nicht bemerkt; sonst hätten sie wohl ganz gewiß nicht nackt gebadet und ihre schwingenden Körper meinen Blicken preisgegeben. Aber als ich an diesem Tage durch den roten Abend ins Dorf ging, begriff ich zum erstenmal die ganze Schwere, die in Nataschas Worten gelegen hatte, als sie sagte: „Der Staat hat aus der Liebe eine Zwangsjacke gemacht.“

In der That, warum konnten wir nicht zu dreien leben? Wäre da nicht alles gelöst gewesen? Und war nicht die Dreieinigkeit der christlichen Lehre das göttliche Vorbild dafür, daß in der Drei die Vollendung lag?

Aber wenn ich gehofft hatte, die Einsamkeit würde mir das Rätsel lösen, dann hatte ich mich getäuscht. Denn als ich am dritten Tage wieder den Dampfer betrat, da war das von der Dreieinigkeit alles, was ich mitnahm, und dabei war dieser Gedanke nicht einmal neu. Weiß Gott, wie oft ich schon an diesen unmöglichen Ausweg gedacht hatte!

Aber als wir die große Schleife machten und Danzig mit seinen Türmen wieder vor mir auftauchte, da trat plötzlich im Angesicht dieser einzigen Stadt und gleichsam als ein Gedanke von ihr selbst, etwas vor mich hin, so klar und deutlich, so einfach und selbstverständlich, daß ich fast erschrak und noch Stunden und Tage nachher nicht begreifen konnte, wie ich es hatte übersehen können.

Tor, der du bist! Kannst du auf eine Erleuchtung hoffen, wenn du dich selbst verloren hast? Wie, und du willst es nicht wahr wissen?

Nun sprich, wo warst du . . . du! . . ., als du im Glücke schwammst und deine ganze Seligkeit darin bestand, dich aufzu-

lösen und zur Einheit mit ihr zu verschmelzen? War es nicht Flucht vor dir selbst und ein Sich-verstecken vor der eigenen, leidflüchtigen Leere?

Und als dann Nataſcha kam, das reife Weib — Nataſcha, die das Leid in seiner ganzen Schwere schon erfahren —, war es da nicht die gerade Fortsetzung dessen, was in mir vielleicht unbewußt schon vorher begonnen hatte? Diese Wonne in Schmerz und dieses „Nicht wissen, wohin?“ — war es nicht der erste Schritt zu mir selbst zurück? War nicht alles umgekehrt, als ich bisher gedacht hatte? Und gewann ich nicht gerade die, auf die ich zuckenden Herzens entsagte?

Und diese Stadt, um deren Wesen ich seit frühester Kindheit gerungen hatte, schien sich mir plötzlich bei diesem Gedanken auszudehnen, wie das Eisen in Meister Olufs Hand, als er sich anschickte, Odins Rappen zu beschlagen. Ja, dieses Danzig mit seinen gotischen Giebeln und Türmen wurde mit eins mir zum Sinnbilde dessen, was dieses ganze Wesen betraf, das sich deutsch nennt und das heute in schweren Nöten darniederliegt, weil es sich selbst verloren hat und nun nicht weiß, wo und wie es sich finden soll.

Die du verlierst, die wirst du gewinnen!

Das war doch so einfach, so selbstverständlich, so naheliegend! Wie hatte ich darüber nur hinwegsehen können!

Und wen ich gewinnen wollte?

Nun — mich selbst natürlich — mein Ich, mein eingeborenes Ich, meine Welt, meine Kraft und meinen Glauben — kurz: meine Wesenheit, aus der alle Wunder des Geistes entspringen. Denn was bin ich, wenn dieses Ding verloren ging?

Ja! — Ich mußte Hilde verlieren, wenn ich sie gewinnen wollte!

Und in diesem Gedanken sah ich plötzlich wie durch einen Zauber aufgedeckt all die Irrwege dieses nach seinem verlorenen Ich suchenden Volkes. Wo in aller Welt liefen sie denn bloß hin? Da lag es ja gar nicht! Mein Gott, und wie sie sich verkrampften! Wie sie ſcharren und wühlen — und wie sie mit aller Gewalt an sich reißen, was sie ja doch nur gewinnen können, wenn sie es erst einmal verlieren!

Ich fühlte mein Herz ob dieser Erleuchtung bis an den Hals hinauf klopfen.

War mir die Heimat nicht wieder geschenkt? Ich hatte sie ja noch nie beſessen bis zu dieser Stunde und zitterte vor Glück. O, Heimat, ich komme mit einer frohen Botschaft zu dir zurück!

Am Abend dieses Tages sagte ich Hilde alles. — — — — —

Und dann kam die Nacht — jene bange, qualvolle Nacht, die so lang war, wie die Ewigkeit und das Leid darinnen so tief, wie das jener Aermsten in Dantes zweitem Kreis der Hölle.

Aber wenn ich schon am Anfang sagte, daß es nicht meine Art ist, mit meinem Leid zu kokettieren nach Art von Betschwestern und Pietisten, hier wird das vollkommene Schweigen mir zur obersten Pflicht. Jedes Wort über jene Nacht hieße Unaussprechliches profanieren, und ich wäre der Schändlichsten einer, wollte ich etwas zur Schau stellen, was nur zwischen mir und Gott sein darf.

Aber um drei Uhr morgens litt es mich nicht länger in meinem Zimmer. Ich bin durch die stillen Straßen gewandert, immer kreuz und quer, bis ich dann plötzlich vor ihrem Hause stand.

In Hilbes Zimmer war noch Licht, und ich mußte unwillkürlich an jene Worte denken, welche die größte aller Nachtszenen in ihr unheimliches Licht setzen: „Und es war, daß er mit dem Tode rang. . . .“

Leb wohl, Hilbe!

Erst zehn Tage später bin ich zu Natafcha gekommen. Als ich eintrat, sah ich sogleich ihrem Gesichte an, daß sie um alles bereits wußte.

Hilbe war an diesem Vormittag mit ihrer Mutter nach der Schweiz gereist. Ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen, aber ihr Bild hängt noch immer in meinem Zimmer, und wenn Natafcha mit unserm Bub im Arm zu mir hereintritt, dann geschieht es oft, daß der Kleine nach dem Bilde langt, und sein Stammeln sagt, daß er die blonde Frau für seine Mutter hält.

Nietzsche-Worte für unsere Tage

Tausende Pfade gibt es, die noch nicht begangen sind, tausend Gefundheiten und verborgene Eilande des Lebens. Uner schöpft und unentdeckt ist noch immer Mensch und Menschen-erde. Wachet und horchet, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichen Flügelschlägen, und an seine Ohren ergeht gute Botschaft. Wahrlich, eine Stätte der Genesung soll noch die Erde werden, und schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein heilbringender, und eine neue Hoffnung.

Brief eines Hauptstädters an einen Herrn im Osten

Von Dr. Werner Mahrholtz

Sehr geehrter Herr Oekonomierat!

Ihre Gattin hatte die Güte, mir auf meinen letzten Brief so verbindliche Worte zu schreiben und so herzlich für meine Hinweise auf neue Bücher zu danken, daß ich wirklich fast gerührt war. Ich überlas den Brief zweimal und fand gegen Schluß hin einen Unterton von Wehmut, den ich mir erst nicht zu deuten wußte, der mir späterhin aber deutlich wurde. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich diese Schlusssätze im Brief Ihrer Gattin dahin auffasse, daß sie mir nahelegen wollte, doch sozusagen an Ihnen einen „Bekehrungsversuch zur Literatur“ zu machen, wenn ich mich einmal so ausdrücken darf.

Ich habe nicht den Vorzug, Sie zu kennen. So bin ich auf ein Phantasiebild angewiesen, an das ich diesen Brief richten muß. Ich denke mir, daß Sie, bevor Sie die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes übernahmen, in Göttingen, Bonn oder Heidelberg, vielleicht sogar auch in München oder Berlin studiert haben, daß Sie neben Ihren juristischen Fachkollegs auch da und dort, in literar- oder kunstgeschichtlichen, vielleicht auch in philosophischen Kollegs gehört haben und so Ihre Bildung zu erweitern suchten. Ich stelle mir weiter vor, daß Sie als Referendar und Assessor neben geselligen Vergnügungen sich die Zeit genommen haben, gelegentlich zu reisen, Museen zu besuchen, zu lesen. Erst als der „Ernst des Lebens“ in Gestalt eines Gutes, das Sie plötzlich nach dem Ableben Ihres Herrn Vaters übernehmen mußten, an Sie herantrat, nahmen Sie entschlossen von allen diesen „Nebendingen“ — vielleicht mit einer kleinen Wehmut, vielleicht sogar mit einer großen und tapferen Resignation — Abschied und kümmerten sich um das „Nächstliegende“. Sie waren zupassend, Sie waren modern, Ihr Gut gedieh und Sie gewinnen jetzt vielleicht wieder den inneren Raum, auch über das „Nächstliegende“ hinauszudenken, und an die Pflege Ihres inneren Menschen gehen zu können. Sie haben sicher wieder begonnen zu lesen: Politisches, Historisches, Volkswirtschaftliches. Dichtung und Literatur ist Ihnen „unernsthafte“ geworden, liegt Ihnen so fern, daß Sie fast nicht mehr daran zu denken wagen. Es ist ein Stück Jugend, das Sie jetzt nur wie aus der Ferne zu sehen vermögen. Nicht ohne Sehnsucht, aber zugleich das Herz voll Entfremdung.

Erlauben Sie mir, Ihnen einen neuen Standpunkt der Literatur gegenüber zu entwickeln, der Ihnen wieder Mut macht, sich mit ihr zu beschäftigen. Literatur ist eine ernsthafte Sache, wenn man sie

ernsthaft zu lesen weiß. Nirgends spiegelt sich so deutlich, so unverhüllt, so greifbar die Bewegung der Zeit wieder, wie in den Dichtungen, in der Literatur einer Epoche. Es ist in die moderne Literatur ja ein erfreulicher Zug von männlichem Ernst gekommen. Es sind nicht mehr nur die erotischen Probleme im Vordergrund des Interesses, sondern die Fragen der letzten Haltung zu Welt und Mitmensch, die Fragen der Lebensgestaltung in Familie, Beruf, Staat, Volk werden von dichterischen Menschen mit Ernst und Wahrhaftigkeit angepackt. Die Schriftsteller, die Dichter werden wieder zu dem, was sie sein sollen: Kündler der letzten Dinge, Phropheten einer werdenden Welt, Vorausgestalter künftiger Lebensformen.

Sie werden lächelnd das Haupt schütteln. Glauben Sie mir, es ist schon so: die Dichter lehren uns unsere Mitwelt, unsere Frauen und Kinder, unsere Freunde und Feinde, ja unser Volk kennen und lieben. Sie helfen Gedanken und Taten in uns zum Leben, aus denen unsere ganze Lebensordnung fließt.

*

Lassen Sie mich an ein paar Beispielen das Gesagte und bisher nur Behauptete deutlicher machen. Sie haben sicher Kinder, halberwachsene Buben und Mädchen. Lesen Sie einmal den neuen Roman von Frank Thieß, dem baltischen Dichter: „Das Tor der Welt“¹⁾. Es ist die Geschichte einer ganzen Oberprima und der dazugehörigen Enzeumsklasse von Mädchen. Es ist die Darstellung jungen Lebens, das vor den „Toren der Welt“ steht, sehnsüchtig ins Weite verlangt, im Ueberdrang der Kräfte fast an sich selber zerbricht ungeduldig, übermütig, melancholisch in Extremen lebt, zwischen Himmel und Hölle jählings schwankt. Der Roman ist nicht gerade reich an äußerer Handlung, aber er strotzt von innerem Geschehen, er birgt vor jugendlichen Leben — und er klärt die willigen Leser über die Kräfte und Mächte, die in jungen Menschen wirken und oft rasen, auf. Es ist ein Buch voll Weisheit und Pädagogik, dabei kein lehrhaft-trockenes Buch: ich bin überzeugt, Sie werden sich selber als jungen Menschen, als Jüngling in diesem Roman wiederfinden, und Sie werden zugleich Ihre eigenen Kinder, mit all ihren Vorzügen und Schwächen, mit ihren offenbaren Kämpfen wie mit ihren verborgenen Tragödien, in der Schilderung des Dichters sich darstellen sehen. Frank Thieß' Roman wird Sie helllichtiger, wissender, hilfreicher machen. Ich meine, das ist mehr, als man gemeinhin von den „Nebendingen“ erwarten kann, mit denen Sie bei der Wendung zum „Ernst des Lebens“ abgeschlossen zu haben glaubten.

*

¹⁾ Bei J. Engelhorn Nachf., Stuttgart 1926.

Ich möchte gleich an dieser Stelle noch auf ein anderes Buch hinweisen, das Ihnen in der Führung Ihrer Kinder nützlich sein kann. Karl Würzburger, ein Schüler der verstorbenen Marburger Philosophen Cohen und Natorp, hat eine „Pädagogik“²⁾ geschrieben, die so ganz und gar von den üblichen pädagogischen Büchern abweicht, daß sie sich fast in die Sphäre der schönen Literatur erhebt. Es ist eine Pädagogik des täglichen Lebens, entwickelt in Briefen, in denen sich zugleich eine Ehe-Entwicklung spiegelt. Eine schöne, innerlich gerade gewachsene, mütterliche und reife Frau, briefwechselt mit ihrem Bruder, einem Studienrat. Alle die kleinen großen Fragen der täglichen Pädagogik, die Spannung zwischen Schule und Haus, die Behandlung kleiner und großer Fehler bei den Kindern, die Beseitigung von Entwicklungshemmungen und Entwicklungsstörungen, die Förderung der kindlichen Anlagen, werden von zwei erfahrenen und gütigen Menschen unserer Tage in offener und reiner Aussprache geklärt.

Allmählich wächst der Briefwechsel ins Allgemeine: der Kreis der Familie wird verlassen, die großen Probleme der Volksbildung, der Erwachsenen-erziehung, der Elternschulung tauchen auf und was im engsten Kreis der Familie begann, endet im großen Bezirk des Volkes und der Menschheit. Unmöglich hier Fülle und Reichtum dieses Buches zu erschöpfen: es genüge der Hinweis. Karl Würzburger hat eine Pädagogik geschaffen, die wahrhaftig Anleitung zur „Führung der Kinder“ gibt und jene nachdenkliche Stimmung im Erwachsenen erzeugt, die zuerst einmal nötig ist, wenn er „erziehen“ will: das Nachdenken über sich selbst, über den eigenen „Beruf zum Erzieher“.

*

Ein Roman und ein Briefwechsel, die Sie, verehrter Herr, in Ihrer Eigenschaft als Erzieher bereichern können — das ist doch schon etwas, nicht wahr. Aber ich möchte Ihnen den Zusammenhang zwischen Literatur und Leben noch deutlicher machen. Sie denken gewiß oft und viel über Politik nach. Sie schauen rückwärts in die Geschichte unseres Volkes und vorwärts in die Zukunft, Sie suchen sich die Gestalt eines „Führers“, seine Problematik und seine Tragik, klar zu machen. Nun, ich will Ihnen Werke der „schönen Literatur“ nennen, die Ihnen Stoff zum Nachdenken genug geben werden.

Da ist — um zunächst bei der Rückschau auf die Ereignisse der letzten Jahre zu bleiben — das merkwürdige, tiefe und leidenschaftliche Buch von Viktor Meyer-Eckhardt „Das Vergehen des Paul Wendelin“³⁾. Darin ist das Versagen der Führerschicht, vor allem in der Etappe, wie es sich dem Nicht-Offizier

²⁾ Im Verlag der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin 1926.

³⁾ Verlag Piepenhneider, Braunschweig.

darstellt, aus heißer Liebe zu Land und Volk, ohne Gehässigkeit und mit dem Wunsch, durch Wahrheit zu helfen, dargestellt. Das furchtbare Erlebnis der Scheidung von Offizier und gemeinem Mann, das weniger in der Schuld des Einzelnen, als vielmehr im System lag, wird an einer kleinen Episode aus dem grandiosen Völkerringen klar. Paul Wendelin, Feldwebel und Bekenner, geht daran zugrunde, daß er unerbittlich die Wahrheit denkt, sagt und tut. Aus diesem Dichtwerk — und schon das zeigt uns, daß es kein Pamphlet, sondern ein Bekenntnis ist — wächst dem unbefangenen Leser mehr an Erkenntnis über die menschlichen Gründe der deutschen Niederlage zu, als aus dickleibigen Gutachterbänden parlamentarischer Untersuchungsausschüsse. Man kann diese kleine Erzählung vielleicht sogar leidenschaftlich in ihren Ergebnissen ablehnen: niemand aber wird sie gleichgültig aus der Hand legen, der als Mann und Deutscher um Vergangenheit und Zukunft seines Volkes ringt.

Da ist weiter ein neues Volksbuch von Wilhelm Schäfer „Huldreich Zwingli“⁴⁾. Es ist die echte Führertragödie, die in diesem knappen, schlichten biographischen Werke lebendig wird. Huldreich Zwingli ist unter den Reformatoren am stärksten zugleich geistlicher und politischer Führer. Seine Wirksamkeit ist fast mehr von politischen als von religiösen Motiven bestimmt. Er faßt bewußt seine Aufgabe so auf: nicht nur im geistlichen Sinne zu wirken, sondern auch im weltlichen Bezirk seinen Mitbürgern zu dienen. Er unterliegt nicht als Seelenhirte, sondern als Heerführer: er allein von den Reformatoren wird in offener Feldschlacht gefangen, als Gefangener wegen Ketzerie von den politischen Gegnern verbrannt. Ein heroisches, ein männliches Leben, das Wilhelm Schäfer, fast zu herb, fast ein wenig trocken, in holzschnittartigen Bildern entrollt: die Tragödie eines deutschen Volksmannes.

*

Noch einmal zwei historische Romane: die ausgezeichneten Bücher von Lion Feuchtwanger „Jud Süß“⁵⁾ und „Die häßliche Herzogin“⁶⁾. Das eine ein Roman aus der Zeit des Absolutismus im 18. Jahrhundert: bunt, figurenreich, durchaus gestaltet, episch breit, wirklich die Darstellung einer versunkenen Epoche, die ganz Sage und Gedicht für uns Nachlebende geworden ist, und doch einmal deutsche Wirklichkeit mit tausend Wirkungen und Nachwirkungen gewesen ist. Wir sind reich an guten geschichtlichen Romanen, aber man darf sagen, daß Feuchtwangers Arbeiten zu den besten ihrer Gattung gehören. Vor allem, mehr noch als „Jud Süß“, ist die „Häßliche Herzogin“ als geschichtliches wie als dichterisches Werk

⁴⁾ Verlag Georg Müller, München 1926.

⁵⁾ Drei Masken-Verlag, München.

⁶⁾ Verlag G. Neuenhauer, Potsdam.

ersten Ranges zu nennen. Es handelt sich um Johanna Maultasch, die häßliche Herzogin von Tirol, die als Mensch an ihrer Häßlichkeit zugrunde geht, als Regentin viel Gutes stiftet. Mit unendlicher Kunst ist politisches und frauliches Schicksal dieser merkwürdigen Renaissancepersönlichkeit zu einer Einheit geformt, die beispielhaft für das Regenten-Schicksal wird und zugleich doch rein menschlich ergreift, rührt, erschüttert. „Was gehen uns die tirolischen und bayerischen Händel einer fernen Epoche an?“ An sich recht wenig — aber weil Johanna Maultasch sie erlebt, werden sie auch uns wichtig; auch in diesen lokalen Streitigkeiten enthüllt sich Wesentliches des politischen Kampfes, der Masken und Formen ändert, aber im Grunde immer der gleiche bleibt.

*

Ich weiß nicht, ob ich in Ihnen, sehr geehrter Herr Oekonomierat, die Lust zum Lesen entfacht habe. Ich greife zu stärkeren Mitteln: ich appelliere an Ihre männliche Lust am Abenteuer und weise Sie auf Jack London hin.

Jack London ist ein ins Dichterische erhobener Karl May in seinen Romanen „Der Seewolf“⁷⁾, „Lockruf des Goldes“⁸⁾. Mit einer fabelhaften Freude an männlicher Leistung, an Kameradschaft, Tapferkeit, Kraft, Verwegenheit, praktischer Klugheit, schildert er Heroen des Alltags, wie sie in den unzivilisierten Verhältnissen Alaskas und der weiten Schifffahrt über den großen Ozean vor einem Menschenalter noch möglich gewesen sein mögen. Jack London scheut sich durchaus nicht, die wildesten Abenteuer zu erfinden, durchaus im Stil Karl Mays fast übermenschliche Kraftleistungen darzustellen, sehr disparate Eigenschaften — z. B. Bösartigkeit, Riesenkraft und Philosophie — auf einen Helden zu häufen. Aber in den Romanen ist zugleich doch auch ein unerhörtes Fabuliertalent lebendig, das einfach mit fortreißt und überwältigt. Das eigentlich Siegreiche seiner Persönlichkeit aber ist die ungebrochene Männlichkeit: Jack Londons Bücher sind vor allem und zuerst für Männer geschrieben. Jack London ist ein reiner und starker Dichter in seinen Novellen, deren Stoffe und Milieus er in einer sehr abwechslungsreichen und abenteuerlichen Entwicklung erlebt hat. Man muß bedenken, daß dieser Amerikaner sich aus den allerbescheidensten Anfängen als Arbeiter, als Schmuggler, als Matrose, als Tramp durch Selbststudium zu einem Schriftsteller von internationaler Geltung heraufgearbeitet hat. Er sah die Welt nicht von oben, sondern von unten: das gibt ihm die frischen, eigenartigen Aspekte, gleichgültig, ob er in den „Abenteuern des Schienenstranges“ seine Erlebnisse als

⁷⁾ Dieser Roman, wie alle anderen Bücher von Jack London, ist in der Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin, erschienen. Die sehr gute Uebersetzung stammt von Erwin Magnus.

⁸⁾ Dieser Roman erschien bei Grethlein & Co., Leipzig 1926.

Tramp schildert oder ob er in den „Südseegeschichten“ oder in den Geschichten „In den Wäldern des Nordens“ seine Reise- und Goldgräbererfahrungen gestaltet. Entscheidend an Jack London ist die große Unberührtheit und Frische seiner Persönlichkeit, ist die unglaubliche Mannigfaltigkeit seiner Erlebnisse, ist die Kraft und Anschaulichkeit seiner Darstellungsweise. Er ist ein Erzähler von Gottes Gnaden, und er ist noch in seinen zartesten Erzählungen — in den „Südseegeschichten“ — ein Mann durch und durch.

Etwas monotoner als diese Novellenbücher und der Abenteuer-Roman mutet die autobiographische Erzählung „König Alkohol“ an. Es ist ein Tendenzroman, ein Anti-Alkohol-Roman, in dem Jack London sein immer wiederholtes Zusammentreffen mit dem Alkohol, sein Erliegen und seine Befreiung von der Macht dieses Rauschgiftes schildert. Dieser Roman hat im Kampf um die Prohibition in den Vereinigten Staaten eine große Rolle gespielt. Ich gestehe Ihnen, daß er mich nur an wenigen Stellen gepackt hat. Er gehört gewiß zum Bilde des vielseitigen Autors, aber er fällt als Kunstwerk stark ab.

Da wir einmal beim Abenteuer-Roman sind: Wenn Sie einmal Zeit übrig haben und sich angenehm zerstreuen wollen, so greifen Sie zu einem so amüsanten Roman wie William C. Lockes „Eustigen Abenteuern des Aristide Pujol“⁹⁾ oder zu Uebelhörers Spionage-Roman „Einer gegen Millionen“¹⁰⁾, in dem das Milieu der Spionage-Welt während des großen Krieges ausgezeichnet festgehalten ist. Keine große Literatur, aber unterhaltsam zu lesen sind beide Romane, so recht etwas für Bahnfahrten bei Tage.

*

Lassen Sie mich für heute schließen. Ich hätte noch mancherlei auf dem Herzen und ich werfe mir vor, daß ich für die Herbstlektüre Ihrer Gattin recht wenig gesagt habe: aber es wird zu viel. Mir kam es darauf an, Ihnen, dem Mann der Wirklichkeit, einiges Lesenswerte zu nennen. Ich hoffe, daß das eine oder andere der Bücher Ihnen gefällt, und ich bin sicher, daß auch Ihre Frau in einigen dieser Bücher Anregung an stillen Tagen finden wird.

Ich möchte aber nicht schließen, ohne nicht mit einem Wort auf eine sehr ernsthafte und schon nicht mehr der schönen Literatur angehörenden Lektüre hingewiesen zu haben, die Ihnen, als einem Mann mit historischen und politischen Neigungen, bestimmt etwas sagen wird: ich meine das Jahrbuch für Soziologie¹¹⁾, das Prof. Dr. G. Salomon nun schon zum zweiten Male herausgibt. Die Soziologie ist vielleicht von allen Geisteswissenschaften diejenige,

⁹⁾ Wegweiser-Verlag, Berlin 1926.

¹⁰⁾ Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1926.

¹¹⁾ II. Jahrgang, Verlag G. Braun, Karlsruhe 1926.

die mit dem wirklichen Leben im innigsten Zusammenhang steht. Was das Selbstbewußtsein für den einzelnen Menschen bedeutet, das stellt die Soziologie für das soziale Leben dar: sie ist die Analyse der Gruppeninstinkte, der Massenhandlungen, der Standes- und Klassenvorurteile, der sozialen Dynamik. Diese innere Lebendigkeit und Lebensbezogenheit spricht auch aus dem Jahrbuch: Sie finden hier, um nur ein paar Beispiele zu nennen, eine Untersuchung über „das Kompromiß“, über das Wesen der „Herrschaft“, über die Beziehung von „Wirtschaft und Macht“, über das „soziale Handeln“, von den abstrakteren Themen ganz zu schweigen. Mitarbeiter aus aller Welt: Deutsche, Engländer, Amerikaner, Tschechen, Franzosen, Norweger zeigen an, daß das Uebernationale des Geistes gerade auf dem Gebiet der sozialen Psychologie sich wieder zu bilden beginnt. Was in Romanen unserer Zeit sich Ihnen in Bild und Gestalt darstellt, das wird in diesem soziologischen Jahrbuch Formel und Analyse. Es bestehen enge Zusammenhänge zwischen Soziologie und modernem Roman.

Nun aber, mit diesem Exkurs zum „Ernsthaften“ hin, sei es genug für heute. Empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und lassen Sie sich begrüßen

von Ihrem ergebenen

Werner Mahrholz.

Herbstregentag

Der Himmel senkt sich; Räume werden bleiern
und spannen trügeschwer und grau sich aus;
der Tag schrumpft ein; er wird ein enges Haus,
drin Menschen schreiten als wie hinter Schleiern.

In Fäden rauschen Tropfen feuchten Graus
und spinnen ein die Zeit mit ihren Abenteuern;
die Stunden gleichen aschenfahlen Weibern,
die träge liegen ohne Wellenbraus.

Und Tropfen säuben sacht wie Staub von Rieseln
und legen sich um Atem, Laut und Gang.
Der Tag zerrinnt. Wie ein erstorbner Sang
liegt er in Grau – und Tropfen, Tropfen rieseln.

Hermann Sternbach

Ostdeutsche Köpfe

1. Siegfried Raabe

50 Jahre Schauspieler

Von Dr. Eduard Scharrer

„Da ich Theologie studieren sollte, machte ich nach Absolvierung der Realschule einen Kursus am Gymnasium in Danzig durch, um das Abiturientenzeugnis zu erlangen. Meine Leidenschaft für das Theater, die von jeher sehr groß gewesen war, machte mir dann aber einen Strich durch meine theologischen Pläne und ich nahm dramatischen Unterricht bei Albert Ellmenreich, dem Vater der berühmten Franziska Ellmenreich. Mein Debut fand in Danzig statt, wo ich als Volontär in kleinen Rollen beschäftigt wurde. Ich war immer sehr befangen bei diesen kleinen Versuchen, eine Eigenschaft, welche ich übrigens bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig abgelegt habe.“

In diesem Selbstbekenntnis haben wir den ganzen Raabe, denn von dem kirchlichen „confiteor“ auf der Kanzel, das er vorübergehend geplant, gelangte er zu den Brettern, auf denen er ein Runder der darstellenden Kunst wurde, der er nun 50 Jahre allzeit mit religiöser Inbrunst und beispielloser Treue gedient. Dort und hier ein Bekenntnis zu einer seelischen Anschauung, immer voll Respekt und Ehrfurcht vor den letzten unfassbaren Dingen. Es war immer ein leidenschaftliches Klingen, ein Kämpfen und Siegen, hie und da vielleicht auch ein Unterliegen, aber stets ein Wandeln und Wachsen und Verwachsen mit einer Religion, dem Theater, der unmittelbarsten und edelsten aller Künste. Schöpferisch und nachschöpferisch gestaltete Raabe Menschen aus dem Dichter und aus seinem eigenen Temperament in seltener Lebendigkeit, und darum, weil Kunst und Natur sich in ihm harmonisch verbanden, ist er der Typus des echten Künstlers geworden.

Es war ein weiter, steiniger und blühender Weg, den der jugendliche Stürmer wandern mußte von seinem ersten Auftreten als Rittmeister Neumann im „Wallenstein“ am 11. September 1875 in seiner Vaterstadt Danzig, zur Wandertruppe in Schlesien und Mecklenburg, über Aachen, Zürich, Posen, Kassel, um — man denke, der Ertheologe — Franz Moor, Shylock, Mephisto, König Philipp II. und andere Bösewichter zu spielen. Auf der Mittagshöhe seines Wirkens aber wurde Siegfried Raabe eigentlich erst entdeckt, Max Staegemann, der allgewaltige Direktor, berief ihn nach Leipzig, um den Uebergang von den Bösewichtern zu den „guten“ Menschen, den humoristischen Vätern, zu bewerkstelligen. So schlüpfte Raabe aus Mephistos Haut in das Gewand des Dorfrichters Adam

(„Zerbrochener Krug“ von Kleist), und da ihn das Kleid der humorigen und gemütvollen Gestalten wie angegossen saß, begann der Vaterspieler seine zweite Laufbahn, die ihn über Altenburg vor 28 Jahren nach München führte. Es war die Zeit der neuen Sturm- und Drangperiode. Das deutsche Drama erlebte eine Fruchtbarkeit ohne Vorbild, und, wie einst Goethe 120 Jahre zuvor in seinem Shakespeare Dithyrambus die Natur des großen Briten angerufen, so schrie man nur Natur, Natur! von der Bühne herab, Gerhart Hauptmann allen voran.

In diese Atmosphäre des Naturalismus trat Siegfried Raabe 1897, als er sich Emil Drachs Kampftruppe im neugegründeten Deutschen Theater in München zugesellte. Es war ein schweres, heißes Ringen, zunächst, um die jüngste der Münchner Bühnen vor dem drohenden Untergang zu bewahren. Als das Schifflein dem Scheitern nahe war, zog man in die engen, von politischen Massentrupps verräucherten Zentralsäle. Und als Emil Drach als ein Unterlegener dahingegangen und Siegfried Raabe die Leitung dieses Sahnleins der Aufrechten angetragen ward, lehnte er die Ehre der Führerschaft ab, um auch weiterhin wie bisher in den Reihen als Mitstreiter zu stehen. Denn es waren Kriegsjahre des deutschen Dramas um die Jahrhundertwende, und auch in den Zentralsälen tobte der Kampf. Jeder Abend gleicht einer Schlacht um den Siegidichterischer Anschauung, und, wenn der Dichter oder solche, die es zu sein wähten, auch unterlagen, so standen dennoch die Schauspieler als Sieger in der Rampe. In jenen Tagen war es, daß Siegfried Raabe den Pfarrer Hoppe in Max Halbes „Jugend“ zum erstenmal gestaltete. Die subtile Vergeistigung dieses vom Dichter so wunderbar geformten Menschen stellt Raabe in die vorderste Reihe der deutschen Schauspieler. Und, wenn in jenen Tagen des Uberschwangs der naturalistischen Dramatiker und damit auch der allzu ungestümen, entwurzelten Darstellungsart die Schauspieler diesem Zerseßungsprozeß zu unterliegen drohten, da stand Raabe als Freund und Berater klug zur Seite, seine kultivierte Menschlichkeit wie seine gefestigte Darstellungskunst, sein Pfarrer Hoppe mahnten. Alle Kunst hat ihr Gesetz.

Im neuen Schauspielhaus an der Maximilianstraße, das im Jahre 1901 eingeweiht wurde, begann die Epoche theatralischer Abklärung, das Wiedererwachen des Stilgefühls. Nachdem der Sturm in literis sich gelegt hatte, begann man auch in der Welt des Scheins sich zu besinnen. In all dem Auf und Ab der letzten Jahrzehnte ist Siegfried Raabe sich treu geblieben, seine einzige Wandlung war die künstlerische und menschliche Reife, wie bei einem edlen Tropfen nach langer Lagerung. Und als wir vor kurzem bei der Feier seines fünfzigjährigen Schauspieler-Jubiläums Raabe als

Pfarrer Hoppe, den er über dreihundertmal verkörpert hat, wieder im Raum stehen sahen und das Lied erklang: „Lang, lang ist's her!“, da verschwanden wie von selbst Raum und Zeit. Es war der gleiche gütige, lebenskluge Priester wie vor dreißig Jahren und dennoch erlebten wir ihn wie in dieser Stunde geboren aufs neue. Das Geheimnis aller Darstellungskunst kann nur geahnt und gefühlt werden, begriffen aber nicht. Siegfried Raabe bewahrt es in seiner Brust, möge er es uns noch in weiteren Lustren vermitteln, ihm zur Ehre, uns zur Freude.

Nietzsche-Worte für unsere Tage

Wenn daß der Mensch erlöst werde von der Rache, das ist mir die Brücke zur höchsten Hoffnung und ein Regenbogen nach langen Unwettern.

*

So stehen nun die Staaten seht gegeneinander. Sie sehen die schlechte Gesinnung des Nachbarn und die gute Gesinnung bei sich voraus. Diese Voraussetzung aber ist eine Inhumanität, so schlimm, und schlimmer als der Krieg: ja, im Grunde ist sie schon Aufforderung und Ursache zu Kriegen, weil sie, wie gesagt, dem Nachbar die Inhumanität unterschiebt und dadurch die feindselige Gesinnung und Tat zu provozieren scheint.

*

Der Lehre von dem Heer als einem Mittel der Notwehr muß man ebenso gründlich abschwören als den Eroberungsgelüsten. Und es kommt vielleicht ein großer Tag, an welchem ein Volk, durch Kriege und Siege, durch die höchste Ausbildung der militärischen Ordnung und Intelligenz ausgezeichnet und gewöhnt, diesen Dingen die schwersten Opfer zu bringen, freiwillig ausruft: „wir zerbrechen das Schwert“ — und sein gesamtes Heerwesen in seinen letzten Fundamenten zertrümmert. Sich wehrlos machen, während man der Wehrhafteste war, aus einer Höhe der Empfindung heraus — das ist das Mittel zum wirklichen Frieden, welcher immer auf einem Frieden der Gesinnung ruhen muß: während der bewaffnete Friede, wie er jetzt in allen Ländern einhergeht, der Unfriede der Gesinnung ist, der sich und dem Nachbar nicht traut, und halb aus Haß, halb aus Furcht die Waffen nicht ablegt. Lieber zugrunde gehen, als hassen, und zweimal lieber zugrunde gehen, als hassen und fürchten zu machen — dies muß einmal auch die oberste Maxime jeder einzelnen staatlichen Gesellschaft werden!

Nadja und Bianca

Von Paul Zech

An der polnischen Grenze war wieder Ruhe und nach einer der großen Propagandaparaden auf dem Roten Platz, wo Trozki, Radek und Sinowjew mehr nach dem westlichen Europa hin als zu den versammelten Massen gesprochen hatte, füllten sich die heimlichen Schanklokale mit zufriedenen und mürrischen Anhängern des Sowjets. Bei schlechtem Fusel und umqualmt von Tabak und Staub gingen erregte Gespräche. Manchmal tanzte ein Weib, manchmal ein Mann allein. Kein Mensch regte sich weiter auf, wenn die Tänzer nackend auf einen der großen Rundtische sprangen und sich in Ekstase brachten. Höchstens geschah es, daß ein paar jüngere Leute die Melodie der Balalaika mitpfeifen und vergnügt mit den Schultern wippten. Als aber gegen Mitternacht ein besoffener Greis sich die Lumpen vom Körper riß, und die braune Elendshaut seines Körpers preisgab in einem erschütternden Gehopse, da nahm der Bildhauer Nadja ein noch halb mit Rum gefülltes Glas und schlug es dem alten Gossenfaun in das Maul. In der jäh darauf einsetzenden Schlägerei wurde Nadja von einem kleinen rothaarigen Judenmädchen erstochen. Das Gericht ließ nach mehrmaliger Verhandlung das halbirrsinnige Geschöpf laufen. Hinter Nadjas Sarg stolperten fünf Leute. So wenig wußten hier die Menschen von dem großen Bildhauer Nadja. Eigentlich hieß er ja anders. Den Namen Nadja habe ich ihm nur gegeben. Man hat so seine guten Gründe dafür. In Paris und Berlin aber, wo sich heute die Leute um Nadjas Steinfiguren und Holzbildwerke gegenseitig zerreißen möchten, darf man seinen richtigen Namen ohne Gefahr nennen. Man weiß aber in diesen Städten nicht, wie schrecklich dieser Nadja hat enden müssen. Am liebsten hätte seine Frau Bianca den Tod auch uns verheimlicht. Sie war eine geschickte Bildhauerin und kopierte den Stil ihres Mannes vortrefflich. Und weil sie dazu noch so stinkgeizig war, so versessen auf goldschweren Besitz, nutzte sie die Konjunktur auf den westeuropäischen Märkten aus und schaffte in einem fort neue Nadjas in den Kunsthandel. Von diesem ausgekochten Betrug, der wohl bald ein Ende haben wird, sollte hier eigentlich nicht die Rede sein. Gewiß ist Frau Bianca eine interessante Frau. Eine strenggläubige Bolschewistin noch dazu. Es macht ihr vielleicht einen schönen Spaß: die bürgerliche Gesellschaft, die so verrückt nach den Werken Nadjas ist, zu betrügen. Aber wer sie zur Geliebten hat, findet sie in anderen Dingen viel interessanter, individueller, ja, man könnte fast sagen: künstlerischer. Sie ist auch keine Russin von Geburt. Sie war ein paar Jahre vor dem Krieg als Varieté-Tänzerin dritten oder vierten Ranges in Petersburg gelandet. Ihre

fabelhaft gedrechselten Beine gingen durch viele Männerarme. Sie verdarb keinem einen Spaß, ahnte aber nicht, wie blutverdorben schon die schwärmerischen Jünglinge der Stadt waren und mußte schließlich die Lust des Sichverschenkens und die Ahnungslosigkeit mit einer bösen Krankheit bezahlen. Im Hospital krebste sie zwei ihrer schönsten Jahre hin. Im Anfang wurden ihr noch Blumensträuße und Konfekttschachteln geschickt. Sie las auch die Bücher der großen Schriftsteller. Und fand soviel darin aufgezeichnet, was auch in ihrem Leben als ein böser oder guter Geist erschienen war. Sie gewöhnte sich an das armselige Matrazendasein. Wenn auch in der letzten Zeit kein liebes Briefchen, keine Blume mehr, ach, niemand zu ihr gekommen war. Sie konnte schon gar nicht mehr richtig schlafen, immer fuhr sie erschrocken auf, in der Angst etwas zu versäumen, das lieb zu ihr sein wollte. Als sie aber vom Krankenhaus mittellos und ohne Obdach fast eine ganze Woche durch die Straßen schweifte und eine hohe Brücke suchte, um den Sprung zu wagen, der im Kino immer als ein Höhepunkt dramatischer Spannung empfunden wird (von den sentimentalischen Seiten der Zuschauer), trat auch nicht sonderlich anders als der übliche Kinoheld, unser Nadja in ihr Leben. Es war hinter dem zufälligen Geschehnis der ganz natürliche Zusammenstoß zweier Seelen, die auf dem gleichen Unterstrom des Schicksals daherschwammen und die Mündung suchten.

Auch Nadja war damals in einer Verfassung, die ihm ein Gefühl aufdrängte, als ließe er mit offenem Gehirn durch ein dichtes Dornengestrüpp. Und wie dieser Zustand sich auswirkte und seine schwerste Krise durchlief, um in der letzten Sekunde auf einen Prellbock zu stoßen: das ist für die Entwicklung des Künstlers entscheidender gewesen und so wichtig, daß aus einem lyrisch tastenden Grübler ein gewaltstrotzender Satanskerrl wurde.

Nadja kam wieder einmal von dem Kunsthändler B. zurück. Die prachtvollen Tierfiguren, jede 20 Zentimeter hoch und aus einer uralten Eichenwurzel geschnitzt, hatte er dem dicken Schmaroher auf den Ladentisch gestellt. Das hätte gemalt werden müssen, wie diese infernalische Maske aus Geiz und Gerissenheit sich erst die Figuren von oben bis unten ansah, dann daran herumroch, die Nase rümpfte, den Kopf schüttelte, zum Fenster torkelte und in das Schneegestöber sah, sich langsam wieder umdrehte und knurrte, indem er die Figuren mit einer gemeinen Handbewegung umwarf: „Schade um die fette Wurzel. Fünf Tage hätte ich meinen Ofen damit heizen können. Warum hast du Lumpensack mir nicht besser den Wurzelkloß hergebracht? Dafür hätte ich gut und gerne so an die fünf Rubel geschmissen. Aber für diesen Dreck hier: zum Heizen zu wenig, zum Ansehen zu einschläfernd und zum Verkaufen nicht lieblich genug.“

Was soll ich dir dafür geben? In diesen schlechten Zeiten: wer kauft geschnitztes Holz zum Heizen? Nun, rede doch schon! Was? Keine zehn Rubel gebe ich. Und du reißt nach zwanzig dein Hungermaul auf? Sieh mal dort in den Spiegel, wieviel schwarze Zähne du vorn sitzen hast. Sieben Rubel und keinen Kopeken mehr! Warum nimmst du auch immer dieses braune Eichenholz? Die Leute von heute wollen lustige Farben sehen. Goldbronze mußt du nehmen. Warum nimmst du für deine verhungerten Pferdchen und Elefanten keine Goldbronze? Dafür könnte ich dir viel mehr zahlen. Auch für Silber zahle ich anständig. Also, was sagst du nun? Acht Rubel! Vier davon sind zuviel. Die schenke ich dir aus meinem Privatsack. Sieh doch hinaus: Flocken wie Säuste groß schmeißt der Schnee herunter. Willst du etwa in deinem Hungerloch sitzen und frieren? Acht Rubel! Na, wirds bald?"

Und da schmiß er Nadja sieben und einen halben Rubel hin und raffte mit den langen Geierkrallen die Figuren vom Tisch. Und Nadja spuckte sich in die Hand, sackte das Geld ein, und lief ohne ein Wort aus dem Laden in den Schnee. Er dachte: nun werde ich sieben Wochen Ruhe vor dem Hunger haben. Aber der eisige Schnee biß ihn mit scharfen Zangen in die Schläfen und ließ keine Freude hochkommen. Er kroch mit tief herabhängendem Kopf durch das Gestöber und dachte nur an sein Elend. Wenn man doch etwas Blutwarmes zum Wärmen hätte. Die Mädchen an der Brücke, die ihre blaugefrorenen Hände aus dem Mantel reckten, waren so gierig nach Geld. Aber, oben unter dem höchsten Bogen, da hing sich ein Elendshaufen an seine Brust und wimmerte zum Gotterbarmen. Nadja konnte kein Mädchen weinen sehen. Und er verfeuerte an diesem Abend die sieben Rubel in einer Schenke am Newakai. Und schleppte Bianca nachher auf seine Stube, und nahm sie nach drei Wochen zum Eheweib. Bianca entzündete eine wahrhaftige Eier nach Arbeit in seinem Blut. Sie buckelte ihm das schönste Holz zum Schnitzen herbei und stahl Marmorblöcke auf den Kirchhöfen und führte den Meißel nach seiner Anweisung. In einer Ecke häuften sich die kleinen Kunstwerke, die vom Verkauf übriggeblieben. Schon nach einem Jahr konnte Nadja kollektiv ausstellen. Und durfte sich ohne Sorgen ein besseres Studio mieten. Und brachte es soweit, zwischendurch ein Jahr in Paris zu leben. Dort hing man ihm den Kranz der Berühmtheit um. Zeigte ihn als Wundertier herum. Fütterte ihn mit Geld und Ehrungen zum Bersten. Aber immer mußte er an die Armut dieser sieben Rubel denken, die er mit Bianca in einer Nacht verfeuert hatte. Deshalb fuhr er wieder zurück nach Petersburg, wo Bianca traurig auf ihn gewartet und im Studio sich so lange gemüht hatte, bis sie aus dem zähen Wurzelholz endlich auch so schöne Figuren wie der Meister schnitzen

konnte. Und Nadja sagte zu ihr: „Außer uns wird es keinen geben, welcher weiß, ob diese Figur von dir oder von mir ist.“ Das hatte sich Bianca wohl gemerkt. Und betrog den Kunsthändler schon zu Nadjas Lebzeiten. Denn im Krieg und gar in der Revolution hatte der Meister nicht viel Zeit mehr für die Arbeit. Aber weil er doch immer gut leben wollte und die Händler bis von Paris und Berlin kamen, und viel Geld boten: warum sollte man nicht verkaufen?

Einmal wird der Nachlaß des Meisters ja doch wohl ausgeschöpft sein müssen. Und dann wird Bianca nach Paris übersiedeln und ihre großen, dunkeln Augen auf die Männer anlegen, die sie in den langen Jahren nicht vergessen hat.

Sizilianen

Schicksal

I.

Der stein'ge Acker trug mir niemals Korn;
denn eines Dämons dunkle Schwingen lagen
weitschattend über ihm. In wildem Zorn
hat seine Faust stets jedes Blühen zerschlagen
und säte dafür Disteln nur und Dorn.
Und dennoch wuchs mir Kraft zum Leiden tragen . . .
Licht trank ich, Licht aus wundertiefem Born —
woher er rauschte, weiß ich nicht zu sagen.

II.

O, Sterne! Sterne! kniend will ich danken!
Seit mir im dornenharten Wüstenleid
die Welt und Menschen wie ein Traum versanken,
erfühl' ich Gott in meiner Einsamkeit
zu tief, um noch nach Erdenglück zu kranken.
Die Seele singt und hält den Krug bereit,
den ihr mir füllt, wenn andre daraus tranken,
mit euch den Lichtgesang im Feierkleid.

Gertrud Liebisch

Herbstabend

Als noch der Nebel um die Zinnen flog
und Wetter rauschend auf mich niedergingen,
trank mir das Leben seine Schale zu,
gefüllt mit süßen undeutbaren Dingen . . .

Wie stumm und gläsern geht der Abend hin!
Die Wolken ruhn wie tote Silberfische.
So tot und gläsern ward auch meine Welt:
Geleerter Becher auf verwaistem Tische.

Hermann Gebhardt

Rundschau

E. T. A. Hoffmann und der Artushof

Von Wolfgang Federau

Immer gewährt es einen besonderen und eigenartigen Reiz, zwischen dem Schaffen eines Künstlers oder Dichters, seinem Werk, auf der einen und seinem äußerlichen, realen, irdischen Leben auf der anderen Seite Beziehungen aufzuspüren, die Brücke zu finden, die Leben und Wirken verbindet, die Quellen aufzudecken, aus denen das Kunstwerk entspringt, die äußerlichen Anregungen, auf die es irgendwie zurückgreift. Das Bemühen der Literaturwissenschaft, diese „Ballade des äußeren Lebens“ eines Dichters bis in ihre genauesten Einzelheiten, Erschütterungen und Nachwirkungen eindeutig und lückenlos zu umfassen, eine Tätigkeit, die in der Mehrzahl aller Fälle eine unendliche Mühe, eine peinliche Gewissenhaftigkeit und umfangreiches, sorgfältigstes Quellenstudium erfordert, ist deshalb nicht immer lediglich auf eine Art philologischen Ehrgeizes zurückzuführen, sollte dies wenigstens nicht sein. Gewiß ist viel trockene und dem fernerstehenden Laien zuweilen etwas zwecklos anmutende Forschungsarbeit nötig, um aus Mythen, Entstellungen, Klatsch und Lohhudelei, aus feindlicher Herabwürdigung und freundschaftlicher Uebersteigerung allmählich die wahre Persönlichkeit herauszuschälen. Aber zuletzt profitiert doch nicht nur der zünftige Wissenschaftler, sondern in weit größerem Maße die Allgemeinheit eines Volkes von derartiger mühevoller Arbeit, und gerade dieser Erfolg gibt der angedeuteten wissenschaftlichen Betätigung Wert, Sinn und Rechtfertigung.

Um nur ein Beispiel für das Gesagte herauszugreifen: Fast zwei Jahrhunderte mußten vergehen, ehe die Nachwelt sich bemühte, das Lebensbild des Schlesiers Johann Christian Günther einmal ohne Voreingenommenheit, lediglich von dem heiligen Eifer zur Wahrheit beseelt, zu studieren. Der Erfolg war, daß endlich das vorschnelle und unselige Urteil, mit dem Goethe über Schlesiens unglücklichsten Dichter den Stab brach, und das seitdem durch alle rinnenden Jahre dem Toten anhing wie einer Schnecke ihr Haus, einer eingehenden Revision unterzogen wurde.

Bei einem der bedeutendsten Söhne Königsbergs, dem Romantiker E. T. A. Hoffmann, ist es nicht anders, auf keinen Fall viel besser gegangen. Walther Harich hat in der Einleitung zu seiner ausgezeichneten zweibändigen Hoffmann-Biographie überzeugend nachgewiesen, wie der Nachwelt durch fast ein Jahrhundert infolge Fehltrübs, Haß, Abneigung oder Verständnislosigkeit der Lebensaspekt dieses Dichters verhungt wurde, und welche unermüdliche Arbeit und liebevoller Versenkung in das Mysterium dieser vielleicht eigenartigsten Dichter-Persönlichkeit Deutschlands es bedurfte, um den Schutt, den falsche Ueberlieferung und die Widerborstigkeit zünftiger Wissenschaft, in deren strenge Systematik Hoffmann sich nicht einfügen ließ, aufgehäuft hatten, aus dem Wege zu räumen.

Heute, wo Hoffmann in einem vorher kaum für möglich gehaltenen Umfange aktuell geworden ist, bemüht man sich lebhaft, gutzumachen, was die Jahrzehnte vorher an Hoffmann verschuldet haben. Die hundertste Wiederkehr seines Todestages im Jahre 1922, die hundertfünfzigste Wiederkehr seines Geburtstages am 24. Januar 1926 haben das Ihre dazu beigetragen, der Beschäftigung mit dem Dichter und seinem Werk immer wieder neue Anstöße zu geben.

Gerade der Danziger fühlt sich mit besonderer Innigkeit in diese Kreise einbezogen; nicht nur, weil Hoffmann ein Sohn von Danzigs Schwesterstadt in der Nordostmark ist, sondern weil auch sein Werk in

einzelnen Ausstrahlungen den Dichter in unmittelbare Beziehungen zu Danzig bringt. Vor allem durch seine Novelle „Der Artushof“ aus dem ersten Bande der Serapionsbrüder, die zu überwiegendem Teile in Danzig und seiner näheren Umgebung spielt.

Die zunächst bei dem Lesen dieser Erzählung auftauchende Frage für alle diejenigen, die den Artushof in Danzig kennen und es lieben, Zusammenhänge aufzudecken und den äußerlichen Anregungen, denen ein Werk seine Entstehung verdankt, nachzuspüren, heißt wohl: War Hoffmann überhaupt jemals in Danzig, und ist ihm der Artushof aus eigener Anschauung bekannt? Eine sorgfältige Sichtung des vorhandenen Materials gibt hierüber nur sehr dürftigen Aufschluß. Meine Hoffnung, in den Tagebüchern Hoffmanns, die vor mehr als einem Jahrzehnt von dem überaus verdienstvollen Hoffmann-Forscher Hans von Müller herausgegeben worden sind (E. T. A. Hoffmann, Tagebücher und literarische Entwürfe, Berlin 1915; Gebr. Paetel, Verlag [Dr. Georg Paetel]), hierüber einiges zu finden, hat sich nicht erfüllt. Die Niederschrift erfolgte ziemlich zu Anfang der letzten Berliner Periode des Dichters, zwischen Februar und März 1815. Unter dem 14. Februar 1815 notiert der Dichter in seinem überwiegend nur aus kurzen Stichworten bestehenden Tagebuch: D. M. beim Pupp — N. M. zu Hause. Erzählung „Der Arthushoff“. Drei Tage später, am 17. Februar: Gearbeitet — Abends die Erzählung „Der Arthushoff“ mit Glück angefangen. Schließlich am 3. März noch diese Notiz: An dem „Arthushoff“ fleißig gearbeitet. Das ist das ganze Ergebnis des Tagebuchs, und man wird zugeben müssen, daß es etwas dürftig ist und für sich allein kaum irgendwelche Rückschlüsse zuläßt. Wer Hoffmanns Arbeitsmethode kennt, wird mit mir annehmen, daß der Dichter Mitte Februar mit der Skizzierung der Erzählung begann, deren Ausführung dann im Laufe weniger Wochen, angefangen mit dem 17. Februar 1815, vor sich ging. Bereits kurze Zeit darauf hat Hoffmann, wie auch aus den Feststellungen Hans von Müllers zu entnehmen ist, das Manuskript an Stelle der „Fermate“ an Brockhaus geschickt. Das weitere Schicksal der Erzählung ist für die uns hier interessierende Frage unerheblich.

Bestimmt ist aber Hoffmann weder zur Zeit der Niederschrift des „Artushof“ noch kurz vorher in Danzig gewesen. Aber wir wissen aus zahlreichen Vorkommnissen, daß die rein äußerliche Anregung für ein bestimmtes Werk bei vielen, ja bei den meisten Künstlern und Dichtern oft viele Jahre zurückliegt. Es besteht keine Veranlassung anzunehmen, daß Hoffmann von dieser halbwegigen Regel eine Ausnahme machte. Die Unterlagen für die Vermutung, daß Hoffmann tatsächlich in Danzig gewesen ist, weisen allerdings auf mindestens anderthalb Jahrzehnte vor dem fraglichen Jahre 1815 zurück. In einem Briefe an seinen Freund Hippel vom 24. Januar 1796 findet sich folgender Abatz: „Da sich nun gewisse Pläne in meinem Kopf immer fester setzen, und ich mich sehr orientiere in M(arienwerder) meine eigentliche Carriere zu machen, so schreib mir recht viel spezielles — vom Präsidenten — von den Rätthen — Referendarien — vorzüglich Arten der Versorgungen in Marienwerder = Danzig = Thorn. Doch ja nur speziell — Nach D(anzig) möchte ich gern einst versorgt werden. Vielleicht komme ich nicht innerhalb 3 Monate nach M(arienwerder).“

Die von einigen aufgeworfene Vermutung, Hoffmann müsse bereits damals Danzig gekannt haben, da anders seine besondere Sehnsucht, gerade hier untergebracht zu werden, nicht recht verständlich wäre, vermag ich nicht zu teilen. Denn ein solcher Wunsch, das wird jeder aus eigener Erfahrung bestätigen können, gründet sich durchaus nicht immer auf persönlicher Kenntnis des fraglichen Ortes, sondern häufiger auf Beschreibungen und Anregungen Dritter, auf die Möglichkeit, in der Nähe interessierender oder befreundeter Personen zu wohnen oder gar auf Erwägungen nüchternster Art in bezug auf Beruf und weiteres Fortkommen.

Aufschlußreicher ist ein Schreiben Hoffmanns an Hippel aus Ploß vom 25. Januar 1803, nach der ein ganzes Jahr oder noch länger währenden Entfremdung zwischen diesen beiden Freunden. In diesem Brief findet sich die Stelle „Du schreibst in Deinem letzten Briefe, unser letztes Zusammensein in Danzig hätte nicht so, wie vormals, die reine, unverdorbene Laune, den Erguß der innigen Freundschaft herbeigeführt...“

Der Aufenthalt Hoffmanns in Danzig, und zwar gemeinsam mit Hippel, ist damit fast einwandsfrei erwiesen. Harich stellt in dem eingangs erwähnten Werke fest, daß diese Begegnung im Herbst 1801, nach dem Tode von Hoffmanns Großmutter, Doersffer, geb. Vötéri, stattgefunden habe. Dies wird sich mit dem Ergebnis der Forschungen von Dr. Arno Schmidt decken, der in den „Danziger Nachrichten und Anzeigen“ vom 13. Oktober 1801 eine Notiz auffand, derzufolge an diesem Tage ein Regierungsassessor Hoffmann und ein Landrat von Hippel als Fremde in Danzig eingekehrt seien. Daß es sich hierbei um unser Freundespaar handelte, ist nach den dargelegten Zusammenhängen nicht zu bezweifeln.

War aber Hoffmann in Danzig, so erhält auch die Vermutung, daß er den Artushof aus persönlicher Anschauung kenne, eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit. Bei seinem lebhaften Temperament und seinen vielseitigen Interessen wäre es völlig unverständlich, daß sich der Dichter eine Besichtigung der wichtigsten und bedeutendsten Baudenkmäler hätte entgehen lassen sollen. Ganz mit Recht weist deshalb auch Heinz Rode in einem vor einigen Monaten erschienenen Aufsatz „Auf Hoffmanns Spuren in Danzig“ zur Erhärtung dieser Vermutung auf die treffende Wiedergabe des Lokalkolorits in der Erzählung „Der Artushof“ hin, die ohne genaue und persönliche Kenntnis kaum möglich gewesen wäre.

Damit kommen wir aber auch bereits zu der zweiten und vielleicht wichtigeren Seite des angeschnittenen Problems. Die Fragestellung heißt nun nicht mehr: „Hat Hoffmann den Artushof gesehen?“, sondern: „Was hat Hoffmann in seiner Novelle aus dem Artushof gemacht?“ Der Artushof in romantischer Beleuchtung, gesehen von den Augen eines der eigenartigsten Genies, die je aus deutschem Blut, aus deutschem Geiste, aus deutschem Boden, aus der Heimat Erde der Ostmark geboren wurden!

Das ist eine Vorstellung, die Kraft und Leben erst gewinnt, wenn man daran erinnert, daß auch in Hoffmanns Seele die große Ungewißheit lebte, die viele andere Dichter vor ihm und nach ihm, ein Goethe, ein Keller, ein Conrad Ferdinand Meyer, teilten: für welche aller Künste er berufen sei. Bei Hoffmann waren es gar drei, zwischen denen er schwankte: Musik, Malerei und Dichtung. Seine innerste Sehnsucht gehörte der Tondichtung, aber hier war ihm ein durchschlagender Erfolg versagt. Das, was ihn unsterblich machen sollte, sein poetisches Genie, sein dichterisches Schaffen, war ihm vielleicht nur die seltsame Arabeske um ein seltsameres Leben, das seine innersten Wünsche und Hoffnungen, seine heißesten Träume nicht zur Reise zu bringen vermochte. Möglich sogar, daß er mehr als von seinem poetischen Werk von seinen malerischen Versuchen hielt; ein solches mangelndes Kriterium gegenüber den eigenen Fähigkeiten und Gaben findet man ja nicht selten. Dabei muß dann freilich gesagt werden, daß es einen genialen Maler E. T. A. Hoffmann nie gegeben hat. Was von Werken dieser Art auf uns Nachlebende gekommen ist: eine Mappe Zeichnungen, einige bizarre Porträts, Karikaturen, Skizzen usw., alle meist der Bamberger Zeit entstammend, das beweist doch nur, daß es sich hier um ein höchst bescheidenes, epigonenhaftes, ja dilettantisches Talent handelt, das — wie mehrere Briefstellen erhärten — von dem Danziger Daniel Chodowiecki stark beeinflusst ist und von englischen Zeichnern, wie Gillray und Cruikshank, lebhaft Anregung erhielt. Aber was Hoffmann der Beschäftigung mit dieser Kunst verdankte, das war etwas nicht hoch genug zu Wertendes: er hatte zwar nicht die Hand, aber er hatte das Auge eines großen Malers. Dieser Umstand unterscheidet ihn bereits aufs nachdrücklichste von allen anderen Dichtern der romantischen Epoche, bei denen zwar Bilder-

Beschreibungen an sich nichts Seltenes sind, die aber nicht das Auge für das Wesentliche, das Wirkungsvolle, das Bedeutende besaßen.

Diesem künstlerischen Temperament, dieser Hingegebenheit an Form und Farbe verdankt Hoffmann die Fähigkeit, die Wandgemälde im Artushof aus ihrer kühlen, abwehrenden Reserve derart heraustreten zu lassen, daß sie zündende Blitze in die Seelen der Beschauer schleudern, und aus seiner immer regen, arbeitenden Phantasie erwächst die spannende Handlung dieser Novelle, die den Leser festhält und mitreißt. Hoffmanns Auge, das Auge des Malers und Dichters, sieht hinter die Dinge und sieht sie anders, als der sachliche und aufs äußerliche gerichtete Mitmensch. Möllers großes Wandgemälde „Das jüngste Gericht“, das den Laien von heute eher nüchtern läßt und den Kunstkennner eigentlich auch nur mehr vom historischen Standpunkte aus interessiert, macht unser Dichter mit wenigen Worten auf besondere Art lebendig, wenn er schreibt: „Das große Gemälde... verlor merklich von der Moral, denn schon schwammen die Tugenden unkenntlich hoch im grauen Nebel; und die Laster, gar wunderschöne Frauen in bunten schimmernden Kleidern, traten recht verführerisch hervor und wollten dich verlocken mit süßem Gelispel.“

Heraustreten aus dem Rahmen, lebendig werden, das ist das, was Hoffmann von der Kunst erwartet. Ähnlich läßt er den geistesumnachteten Maler im „Artushof“ sagen: „Ich will dein Herz schauen, das ist der Stein der Weisen, vor dem sich das Geheimnis offenbart.“ Diese immer wiederkehrende, fast übergangslose Verschmelzung von Realem mit Uebersinnlichem, Transzendtem, wie sie Hoffmann übte, ist ja vielleicht ein Kennzeichen fast aller Romantiker von Tieck und Novalis über Eichendorff bis auf Heine. Keiner freilich konnte nach dieser Richtung an Hoffmann heranreichen, dessen Doppelnatur die Zwielfältigkeit seiner künstlerischen Darstellung nicht nur suchte, sondern auch als notwendig verlangte. Auch die Schemengestalten Berklingers und seiner Tochter Felicitas, denen ein Held der Erzählung, Traugott, bis nach Italien, nach Sorrent, nachjagt, sind schließlich nichts anderes als die Ausstrahlung eines Seelenlebens, das sich nicht im Platten, Realen, Nüchternen erschöpft, sondern mit zahlreichen Wurzeln einem Jenseitigen, nur Erfühlbaren, nur zu Ahnenden verhaftet ist.

Man entsinnt sich einer der ersten Dichtungen Hoffmanns, des „Ritter Gluck“. Diese Erzählung wirft ein starkes und aufschlußreiches Streiflicht auf die besondere innere Kunstform des Dichters.

Was dort auf musikalischem Gebiet geschieht, wie Klang und Rhythmus sich zu anschaulichem Bilde verdichten, wie aus dem Gehörten das Echte, Ewige, der lebendige Gluck, hervortritt, das wiederholt sich in anderer Abwandlung im Artushof. Was hier den Helden Traugott besonders fesselt, ist ein Ausschnitt aus dem Fries auf der Ostwand des Artushofes, das heute nicht mehr völlig erhalten, vielmehr bereits 1807, wenige Jahre nach Hoffmanns Aufenthalt in Danzig, teilweise vernichtet worden ist. Das Bild stellt einen mittelalterlichen Bürgermeister mit seinem jungen schönen Pagen dar. Ein Bild nur, gewiß — aber indem sich Traugott andächtig und hingegeben in den Anblick versenkt, gewinnt das Bild plötzlich in besonderer und wunderlicher Art Leben, tritt ihm der düstere Mann, dessen Antlitz er eben betrachtet hat, entgegen und neben ihm stand der zarte, wunderschöne Jüngling und lächelte ihn an wie mit unbeschreiblicher Liebe.

In dieser ersten Begegnung mit einem Geistesumnachteten, der sich für einen vor mehr als zwei Jahrhunderten verstorbenen Maler Godofredus Berklinger hält, und mit seiner aus dunklem Aberglauben in Männerkleidung gesteckten Tochter Felicitas erschließt sich dem Helden der Novelle, Traugott, eine wunderbare, phantastische Welt — eben jene Welt des Romantikers Hoffmann, dem das zweite Gesicht eignet, der mit den Dingen auch das hinter den Dingen liegende sieht, der immer wieder — um mit seinen eigenen Worten zu sprechen — „auf jene

geheimnisvollen Drähte tritt, und Blich und Schlag führen durch sein Inneres, indem sie nun plötzlich alles anders gestalten".

Ich darf mir wohl versagen, auf den Gehalt der Novelle noch näher einzugehen. Uns muß es genügen, festzustellen, wie dieser bedeutendste aller Romantiker eine äußere Anregung — mehr war die Besichtigung des Artushofes für ihn ja eigentlich kaum — umwertete. Ihm war dieses Bauwerk schließlich nicht nur ein interessanter Zeuge aus einer längst verrauschten Zeit, sondern der Anblick wirkte sich noch nach Jahren aus und wurde seiner nimmer ruhenden Phantasie Nahrung und Quelle, die alle Realität des Lebens in Dämmerung, Spannung und fesselndste Problematik auflöst.

Ein Danziger Kantoren- und Organisten-Spiegel vom Ende des 18. Jahrhunderts

Von Dr. Gotthold Frotzcher

Unter dem Titel „Ueber Danziger Musik und Musiker“ erschien 1785 in Elbing eine 92 Seiten starke Schrift, deren erster wichtigster Teil sich mit der Kirchenmusik Danzigs befaßt. Sie ging anonym in die Welt hinaus, jedoch wurde ihr Verfasser sehr bald erkannt; es war der Sohn des Organisten an St. Johann, Hingelberg. Wie Kauschnig in seiner leider noch immer ungedruckten Musikgeschichte Danzigs berichtet, gab die Schrift Anlaß zu einem Skandal; unter anderem erschien eine Gegenschrift von einem gewissen Daniel Glummert, und Hingelberg wurde sogar zu Haft verurteilt. Sicherlich mag manches in der Schrift übertrieben und vielleicht auch allzu persönlich zugespitzt sein; im großen und ganzen stimmt aber das Bild, das Hingelberg entwirft, mit anderen Berichten aus jener Zeit und mit den Quellen, die uns vorliegen, so überein, daß es vielleicht angebracht erscheinen mag, einzelne charakteristische Teile der Schrift hier wiederzugeben.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst kurz die allgemeine Lage der Kirchenmusik zur Zeit der Abfassung des Büchleins. Um 1785 ist das musikalische Barockzeitalter und damit die letzte Hochblüte der Kirchenmusik vorüber. An die Stelle des polyphonen, mit dem Wesen der Kirchenmusik eng verbundenen Stils ist in jener Zeit eine von der Instrumentalmusik ausgehende neue Stilperiode von teils rokokohaft-galanter, teils romantischer Wesensart getreten. Die großen Meister dieses neuen Zeitalters, die „Mannheimer“, und auf ihnen aufbauend, die Klassiker Haydn, Mozart und Beethoven denken und empfinden in den neuen, subjektiven Instrumentalformen hauptsächlich der Sonate und Symphonie; die Kirchenmusik wird von ihnen so gut wie gar nicht bedacht. Hüter der Kirchenmusik sind um jene Zeit, bis ins neunzehnte Jahrhundert, die kleineren Talente der Kantoren und Organisten. Teils wahrte dieses Kantorengeschlecht die alten Traditionen des Bachschen und vorbachschen Zeitalters, ohne aber die alten Formen mit kräftigem Gehalte erfüllen zu können; teils dringen auch bei ihm romantische und galante, konzertmäßige Elemente in die Kirchenmusik ein. Dazu kommt, daß die enge Verbindung der Musik mit der Liturgie immer mehr verloren geht. Wenn es etwa zur Zeit Bachs auch in kleinen Gemeinden die Regel war, daß an jedem Sonntage eine Kantate mit Chor, Solisten und meist auch mit Orchester, die den Charakter des betreffenden Sonntags musikalisch ausdentete und vertiefte, im Rahmen des Gottesdienstes aufgeführt wurde, so verschwinden diese „de tempore“-Gesänge von dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ab bald völlig aus den Gottesdiensten, teils auf Wunsch der Prediger, teils wegen Mangel an geeigneten Kräften, teils wegen der Unfähigkeit der Kantoren und Organisten. Diese allgemeinen musikalischen Verhältnisse spiegeln sich auch in denen Danzigs. Wenn zur Zeit der

Hochblüte der Musikkultur Danzigs, im siebzehnten Jahrhundert, jede Kirche ihren eigenen ständigen Singechor und ihre eigene, nach Bedarf durch Ratsmusikanten und Studenten verstärkte Kapelle für die sonntägliche Kirchenmusik hatte, und zwar nicht nur die Hauptkirchen, sondern auch Vorstadtkirchen wie St. Salvator, so sind solche Gesangs- und Instrumentalkapellen zur Zeit unseres Berichts außer in den katholischen Kirchen nur noch in der Pfarrkirche, in St. Johann und Katharinen nachzuweisen. Auch in diesen Kirchen schloß die regelmäßige liturgische Kirchenmusik bald darauf völlig ein; am längsten ist sie noch an St. Johann bewahrt worden. Den Hauptgrund hat dieser Niedergang der Musikpflege in dem mangelnden und mangelhaften Musikunterricht an den Schulen, die die Chorknaben zu stellen hatten. Während in früherer Zeit in alten Schulen, sogar in den damals sonst schlechter versorgten Armenschulen, die Schüler wöchentlich mehrere Stunden Musikunterricht in Gesang und Theorie erhielten, offenbarte eine 1765. vorgenommene Revision, daß an den meisten Schulen, mit Ausnahme der Bartholomäisschule, überhaupt kein Musikunterricht gegeben wurde (nach Rauschnig). Ein weiterer Grund des Niedergangs lag in dem Eindringen des neuen „galanten“ und „delikatsten“ und „alla-modischen“ Geschmacks, der schon gegen 1720 an den Werken und dem Spiele des Organisten Th. A. Voldmar¹⁾ getadelt worden war, und der von der Mitte des Jahrhunderts ab auch auf den Choralgesang übergreift. Wenn sich der Verfasser unseres Berichts gegen diese Mißstände und Stillschaffigkeiten und außerdem gegen die Unfähigkeit der für die musikalische Kultur Verantwortlichen wendet, so erscheint sein Büchlein weniger als Schmähschrift, sondern viel mehr als Spiegel, in dem sich jene Zeit selbst erkennen und dessen Flecken sie tilgen sollte.

Lassen wir nun den Bericht Hingelbergs selbst sprechen.

In dem Kapitel „Von der Kirchenmusik“ wird zunächst die Tradition der katholischen Kirche im gregorianischen Choral gelobt; in der Figuralmusik, das heißt der nicht traditionell-gregorianischen, seien hauptsächlich alte Werke, also wahrscheinlich solche im Palestrinastil, aufgeführt worden. Hingelberg stellt diese Pflege alter Musik als eine gewisse Einseitigkeit hin und verweist auf die Musikausbildung des Klosters Oliva. Hier, „in der Kirche Oliva“ setzte Pater Urban Messen nach modernem Geschmack. Zur Ausführung stehe ihm eine Kapelle von Klerikern zur Verfügung, aus der der Bassist Pater Leopold, der Tenor Pater Raphael und der Geiger Pater Peter besonders zu rühmen seien. Gut sei auch die Figuralmusik bei den Dominikanern. In der königlichen Kapelle werde alljährlich das Stabat mater von Pergolesi oder von Haydn aufgeführt.

Die reformierte Kirche hatte auch damals keine Figuralmusik; zu Neujahr und Charfreitag seien Oratorien aufgeführt worden, die der Kantor von der Orgel aus ohne Taktschlagen geleitet habe.

Mehr Anlaß zur Kritik gibt dem Verfasser die damalige Verfassung der lutheranischen Kirchenmusik. In der Pfarrkirche seien nach alter Art noch Messen²⁾ aufgeführt worden, und zwar mit einem Ensemble von zwölf Instrumentisten und vier Sängern³⁾ wovon aber „die mehresten un-

¹⁾ Seine auf der Danziger Stadtbibliothek liegenden 6 Violinsonaten von 1777 sind wichtig für das Aufkommen des galanten Geschmacks in der Violinmusik. Interessant sind auch seine Kirchen-Sonaten. Luff eine aus drei Clavieren und Pedal bestehende Orgel“ . . 1717, wenn auch in einem gewissen negativen Sinne.

²⁾ Wie Rauschnig feststellt hat, wurde in Danzig bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts die Kurzmesse mit Kyrie, Gloria und Credo auch im evangelischen Kultus angewendet; sogar Marien- und Heiligenlieder konnten eingeschoben werden. Auffallend ist übrigens, daß verschiedene protestantische Danziger Kantoren den lateinischen Messentext vertont haben.

³⁾ Zur Zeit der Hochblüte der Danziger Kirchenmusik sangen in den Gottesdiensten von St. Marien 10 meist festbesoldete Sänger, außer den Diskantknaben; dazu trat die Ratsskapelle mit meist 11 Instrumentisten, und zwar 2 Violisten, 1 Violinisten, 2 Kornettisten und 6 Trombonisten (Posaunisten), die natürlich nach Bedarf auch andere Instrumente spielen mußten. Man vergleiche damit die Besetzung, die einem F. C. Bach für seine Kantatenaufführung in der Leipziger Thomaskirche zur Verfügung stand.

brauchbar“ gewesen seien. Diskantist war ein Knabe, Altist ein gewisser Walter, „Student am Gymnasio“, Tenorist der Ratsmusik Mitschach und Bassist ein gewisser Jablonski. Alle diese Sänger seien nicht genügend gewesen. Verfasser plädiert für die Verwendung von Mädchen, deren Stimme länger halte. Bei anderen Sängern wird getadelt, daß der eine zu viel Schwarzbier trinke und dadurch seine Stimme verliere, ein Altist träge „einen fatalen Fistelton“, usw. Gelobt werden die zwölf Instrumentalisten und vier Sänger der Katharinenkirche „nebst dem Kantor einen völligen konfusen Kanon machen“. Andere Kirchen werden, so stellt Hingelberg fest, nach Bedarf von diesen drei Kapellen mit versorgt. Daß diese Musiker ihre Stücke in einem unkirchlichen Stile vortragen, wird mehrmals betont. Dieselben Manieren werden an den Organisten getadelt. „Ich hörte an einem Festtage in einer Kirche den Glauben spielen, und glaubte, ich wäre in einer Springerbude, so viel Aehnlichkeit hatten die Zwischenstücke⁴⁾ von einem hier bekannten Leiteranz.“ Sehr bezeichnend sind in dieser Hinsicht die vielleicht etwas bissigen Charakteristiken der Organisten und Kantoren, von denen einige besonders ergötzliche hier stehen mögen:

„Santowski — Kantor und Musikdirektor an der Katharinenkirche war Hofmeister bey einem hiesigen Kaufmann, und wurde zu einem Amte berufen, wovon er nicht die mindeste Kenntnisse hat. Er kann weder recht deutsch, noch viel weniger singen, denn sein Gesang ist bloßes Gebrülle. Musikalische Kenntnisse hat er gar nicht, daher ist's ihm auch eierlen, ob eine Arie aus Telemans Jahrgang⁵⁾, oder aus dem Kaufmann von Smirna⁶⁾ gemacht wird. Ich wünsche ihm sein Amt mit Gesundheit zu verzehren, denn dafür hat er gesorgt.“

„Busch und Nezel — Beide Organisten an der Katharinenkirche. Wären die Herrn nicht an einer Hauptkirche, würde ich ihre Namen verschwiegen haben. Was ich eigentlich zu ihrem Lobe oder Tadel sagen soll, weiß ich nicht; selbst der simpelste Choral wird von ihnen verunstaltet. Auf ihren alten Orgeln sind sie fähig, jedermann einen Abscheu vor Musik beizubringen.“

„Eggert — Organist an der Bartholomäikirche. Ach du lieber Gott! wäre wohl besser Kalkant als Organist. Seine Verdienste bestehen in einem festen Körper und guten Gehör.“

„Biehn — Organist an der Dreifaltigkeitskirche. Einer der gewöhnlichen Menschen, die kein weiteres Verdienst besitzen, als daß sie gut zu stimmen verstehen.“

„Eggert — Organist zu heil. Leichnam. Macht auf seiner schönen neuen Orgel⁷⁾ manches hocus pocus, und haselirt ohne alle Verbindung herum. Daß er Genie hat, wird ihm niemand absprechen, nur fehlt ihm mehr gesetztes und ernsthaftes in seinem Vortrage.“

„Schröder — Organist zu heil. Geist. Bedaurungswürdig ist's, daß eine solche schöne neue Orgel so gemißhandelt wird.“

Ein anderer, Pfaga an St. Bartholomäi, „läßt sich's Sonntags recht sauer theils im Takt schlagen wie auf der Orgel werden, denn da wird getrampelt

⁴⁾ Zwischenstücke waren damals nicht nur zwischen den einzelnen Choralstrophen, sondern auch zwischen den einzelnen Zeilen der Choräle üblich.

⁵⁾ Kantaten von Telemann (1681–1767) waren damals sehr beliebt und verbreitet, weit mehr als etwa die J. S. Bachs. Die alte Bibliothek der Johannisikirche (jetzt in der Danziger Stadtbibliothek) enthält allein gegen 170 Telemannsche Kantaten in Partitur und Stimmen für die verschiedenen Sonntage des Kirchenjahres.

⁶⁾ Der Kaufmann von Smirna, Singspiele von F. D. Stegmann (Königsberg 1773), Alt Vogler (Mainz 1780) und Ignaz Walter (gegen 1795). Wahrscheinlich ist das erste gemeint.

⁷⁾ Ebenso wie die weiter unten erwähnte neue Orgel der Heiligengeistkirche, was auch Hingelberg angibt, von Delitz erbaut, einem Schüler Hildebrands, der seinerseits Lehrling bei Silbermann war. Hingelberg erwähnt, daß dieser Delitz ein Clavecin royal, dessen Erfindung dem Dresdener Joh. Gottf. Wagner 1774 zugeschrieben wird, bereits früher als dieser konstruiert habe.

und geschlagen, daß Pedal und Claviatur in Stücken springen möchten"; Bartholdi an Trinitatis sei „ein alter Jubeltantor, der das hübsche Musik, das er in seiner Jugend sich so schwer erworben, auf sein Alter dazu anwendet, daß er den Telemann'schen Solokantatenjahrgang zu Duetten umschafft, weil es ihm feiner klingt. Die zweite Stimme läßt er in Terzen und Sechsten fortschreiten, eine seinem Ohre liebliche Harmonia". Ein Organist der Jakobskirche „hat viel Genie, theoretische Kenntnisse, und spielt seinen Choral recht artig. Ewig schade ist's, daß dieser Mann niemals nüchtern wird, und sich dadurch völlig unbrauchbar macht. Friede sei mit ihm!“. Wirklich gelobt werden nur die beiden Organisten der Johanniskirche, an der nicht lange vorher der geniale Daniel Magnus Gronau gewirkt hatte, dessen Choralvariationen hochbedeutend für die Geschichte der Orgelmusik im achtzehnten Jahrhundert sind⁸⁾. Der I. Organist Ewert „besitzt eine völlige Orgelkenntnis. Sein Praeludieren will nicht allemal gelingen, deswegen er sich vorgeschriebener Zwischenspiele von verschiedenen Mustern bedient"⁹⁾. Der II. Organist Turge¹⁰⁾ wird als „vollkommen musikalisches Genie" hingestellt, gleich tüchtig als Organist wie als Bratschist; sein „bindiges Spiel" auf der Orgel wird hervorgehoben.

Vergleichen wir diese Schilderungen der damaligen Kirchenmusiker Danzigs mit den Zeugnissen, die wir über ihre Vorgänger haben, etwa einen Siefert¹¹⁾, Meder, Bernhard, Bütner und Gronau, um nur ein paar der bedeutendsten zu nennen, und betrachten wir deren Werke, soweit sie erhalten und zugänglich sind¹²⁾, so sehen wir den Niedergang auch dann, wenn wir manches an Hingelbergs Beschreibung als übertrieben annehmen. Die Gründe dieses Verfalls lagen, wie schon oben erwähnt, im Wesen der Zeit als einer Zeit des Uebergangs zweier Stilperioden, aber doch auch in der mangelnden musikalischen Bildung derer, die Führer auf musikalischem Gebiete hätten sein sollen. Es berührt in diesem Zusammenhange ganz eigenartig, wenn man liest¹³⁾, daß noch 1887 nach Martalls Tode bei der Ausschreibung des ersten Organistenamts der Stadt ein Militäranwärter verlangt wird, der befähigt sei, das Orgelwerk zu „bedienen".

Auf jeden Fall ist es Tatsache, daß durch die Verweltlichung des Geschmacks und durch den Mangel an durchgebildeten Persönlichkeiten von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ab die Musikpflege von der Kirche, in deren Hand sie bisher gelegen hatte, auf andere Institutionen übergeht, auf das Theater und auf die privaten und öffentlichen Konzertveranstaltungen, von denen Hingelberg im zweiten Teile seines Buches berichtet. Der Musik ist damit die wichtigste Verbindung mit dem Leben genommen worden, und die Kirchenmusik ist im weiteren Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts zu einem Tiefstande gelangt, unter dessen Auswirkungen wir noch heute stehen.

⁸⁾ Gronaus Choralvariationen sind vor allem deshalb geschichtlich von großer Wichtigkeit, weil sich in ihnen als fast der einzigen Quelle genaue Angaben für den Gebrauch der Register finden. Ich verweise auf mein Referat darüber im Bericht des Leipziger Musikwissenschaftlichen Kongresses von 1925. Ein Neubruck einiger Gronauscher Werke wird hoffentlich in nicht zu ferner Zeit möglich sein.

⁹⁾ Im allgemeinen war es damals und noch viel später Organistenbrauch, solche Zwischenspiele wie überhaupt Präludien und Ueberleitungen zu improvisieren. Da bei wenig phantasiebegabten Orgelspielern dieses Improvisieren natürlich recht oft auf dieselben einfachsten harmonischen und melodischen Formeln hinauslief, hat der Volksmund dafür den wenig respektvollen Ausdruck „Organistenzwirn" geprägt.

¹⁰⁾ Siehe über ihn Gerbers Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler 1790.

¹¹⁾ Von dem Hingelberg übrigens bis jetzt verschollene Lieder im Volkston erwähnt.

¹²⁾ Es ist außerdem auffallend, daß sich jene Kantoren und Organisten nach der Mitte des 18. Jahrhunderts kaum selbstschöpferisch betätigt haben.

¹³⁾ Urania 44, 127.

Die Sommerspielzeit des Königsberger Schauspielhauses

Von Fritz Rudnig

„Der Sang ist verschollen, der Wein ist verrauht...“ Oder, weniger poetisch, das Neue Schauspielhaus hat seine Pforten geschlossen und ist in die Ferien gegangen. Es war nicht immer ein guter Wein, den es uns kredenzte in seinen Hallen. Sag es am Wirt, Fritz Tegner, dem Intendanten? Wer diesen stillen, immer in sich gekehrten Menschen je gesehen, wird ihm glauben, daß er es ernst meint mit seinem Berufe, daß er an jeden das Beste verschenken möchte, was der Weinberg des Geistes nur immer bietet. So waren denn wohl in der Hauptsache die nicht gut geratenen Trauben schuld, wenn uns der dargebotene Wein nicht immer gut munden wollte im vorigen Jahre, wenn er uns manchmal statt in Frohsinn — in Trübsinn versetzte ob seiner Säuerlichkeit.

Um so holder haften dafür in der Erinnerung goldene Genüsse wie William Shakespeares „Wie es euch gefällt“, mit dem das Spieljahr so überaus vielversprechend begann. Manchem Zuschauer wird allerdings des lieben alten Meyer-Förster rührseliges „Alt-Heidelberg“, mit dem das Spieljahr endete, nicht weniger holde Erinnerung sein. Der eine liebt den Wein, der andere trinkt lieber Limonade. Wer kann für der Leute Geschmack! Willst du dem entzückenden Backfisch hinter dir böse sein, der seine Mama am Ende des Stückes fragt: „Ach, Mutti, war es nicht wirklich süß!?“ ... Limonade ist nun einmal süß. Was wollt ihr dabei machen? — Fast ebenso tief ergriffen wurde „man“ von Toni Impekovens und Carl Matherns „Drei Swillingen“. Kein Wunder, leuchtete doch auf dem Programmzettel ein richtiger Graf Salt von Falkenstein. Solch ein Name schon wirkt Wunder. Und wenn sich der alte Herr Graf alsdann noch als der Vater von sage und schreibe 3 — drei — Swillingen entpuppt, wird die Sache noch interessanter; zumal die drei Swillinge durchaus heiraten sollen, natürlich immer die, die sie aus ehlichen Gründen nicht haben dürfen. Wenn ich nun noch verrate, daß — aus mindestens ebenso vielen Gründen — auch die Frage der Erstgeburt bezüglich dieser drei Swillinge ernsthaft angeschnitten wird, und daß, nachdem der überschüssige dritte Swilling aus dem Hause geworfen ist, die restlichen beiden dennoch heiraten, wen sie wollen, ist der geehrte Leser auch über diesen gewichtigen Teil gewissenhaft unterrichtet. — Oscar Wildes „Bunbury“ oder „Es ist zu schwer, ernst zu sein“, macht es einem schwer, bis zum Ende heiter zu bleiben. Wilde ist und bleibt ein gar witziger Herr, auch wenn sein Ruhm noch einmal so alt werden sollte, wie er es ist. Wollte Herr Wilde nur nicht so ernsthaft darauf erpicht sein, witzig zu sein um jeden Preis. Er bezahlt seinen Dauerwitz mit dem Herzblut seiner Gestalten. Denn diese scheinen über dem Geistreichsein manchmal das Menschsein zu vergessen. Und jeder weiß doch, daß auch Karikaturen Menschen sein müssen, wenn sie ihre Mitmenschen auf die Dauer belustigen sollen. Doch trotz der maschinellen Ueberproduktion an Geist, blieb an dem Stücke noch genug, was selbst ein anspruchsvolles Gemüt erfreuen konnte. — Gab Wilde in „Bunbury“ die Satire der englischen Gesellschaft (Wilde hatte diese Gesellschaft gefressen, wiewohl er zu Zeiten seiner lichten Jahre ihr erklärter Liebling war) — gab also Wilde die Satire dieser englischen Gesellschaft, so bemühte sich unser Herr Kozebue einen Abend redlich, die „Deutschen Kleinstädter“ zu karikieren. Herr Kozebue blizte bei weitem nicht soviel Geist wie sein irischer Geist-Verwandter. Er ist mehr für die Gemütlichkeit, und brachte es mit ihrer Hilfe fertig, mit seinem immerhin recht angejahrten, hier und da schon eine kleine Glaze zeigenden Stücke, selbst uns bärbeißige Kritiker herzhafte Lachen zu machen. — Dasselbe Kunststück versuchte eifrigst auch Herr Ludwig Fulda mit seiner „Durchgängerin“, allerdings mit nicht ganz uneingeschränktem Erfolg. Dieses völlig unschuldige Durchgängerinmädchen hält sich in Abwesenheit seiner Eltern vergnügungshalber zeitweise auf

einem Kleiderschranke auf. Und zwar mit einem Kavalier, den es sich gewissermaßen ahnungslos von der Straße hergeholt hat. Es wird in eine Mädchen-Zuchtanstalt gesteckt, ärgert dort bei einem Haare Direktor und Lehrerin in den Tod, wird aber noch, bevor dies geschehen, von dem oben erwähnten Kavalier entführt, entflucht mit ihm nach Amerika, kehrt, mit ihm verheiratet und (natürlich!) mit Millionen Dollars beladen, zurück und rettet großmütig die ihr so böse gesonnenen Eltern aus den Nöten der grade erschrecklich wütenden Inflation. Womit bewiesen, was zu beweisen war: daß es selbst unter Durchbrennerinnen herzerfrischend edle Seelen gibt. —

Nun haben wir einen recht weiten Sprung zu tun, wenn wir aus dem so jugendlichen (jungenhaften sagt Graf Kerserling sogar einmal) — wenn wir aus dem jugendlichen Amerika auf Arthur Schnitzlers „Einsamen Weg“ kommen wollen, der uns in das überalterte Wien am Ende des 19. Jahrhunderts führt. Menschen, die gelebt und geliebt haben und doch nie das Glück in sich einzufangen vermochten. Trachteten sie überhaupt je ernsthaft nach dem Glück? Wußte ihr müdes Herzblut nicht von vornherein, daß es ein ganzes Glück nicht gibt, daß es immer wieder nur einen kurzen Genuß gibt, dem mit Naturnotwendigkeit die neue, nie stillbare Sehnsucht folgt? Herbststimmung jedes Wort dieses undramatischen Dramas, müde wie Herbstlaub jeder Laut darin und jede Geste. Bleiche Menschen, schemenhaft lächelnd, nicht untief, voll Seelenkultur; aber kraft- und wurzellos, ohne Halt in das dämmernde Dunkel treibend. Das Herbstlaub über ihnen rauscht verloren: Es war einmal. Ein müdes Lied, das müde machen kann, wenn man sich willenslos seiner Melodie ergibt.

Der junge Fritz Richard Werkhäuser, der dies keineswegs unschwierige Werk voll Stil in Szene setzte, gab eine weitere Probe seines schönen Könnens in Barlachs noch weit schwierigerem „Toten Tag“. Es ist die Tragödie der Mutterliebe; der Liebe, die ein Kind gebiert, umhegt und pflegt in abgöttischer Ergebenheit — und die dann doch an diesem Kinde in dem Augenblicke zum Verbrecher wird, wo sie sieht, daß der Sohn in kühnem Geistesfluge von ihr fort und über sie hinaus will. Sie kann nicht opfern. So wird sie selber Opfer ihres engen Ichs, stirbt an sich selbst und stößt den Sohn, der für sie leben sollte, durch ihre Schuld ins Grab. . . Die Gestalten der Mutter und des Sohnes sind in den schweren, wuchtigen, schicksalträchtigen Linien Barlachscher Plastiken hingestellt, lösen, wie diese Plastiken, oft geheime Schauer in der Seele, weil ihre eigenen Seelen in mystischen Tiefen wurzeln. Die Nebenpersonen tragen leider viel schwer erhellbare Dunkelheit in das Werk, verwirren es und hindern seinen vollen, reinen Klang. Trotzdem wirken Wort und Sinn des Ganzen noch lange untergründig in einem nach.

Zwiespältiger als dieser Barlach wirkte Rollands „Spiel von Tod und Liebe“. Auch dieses Spiel kreist um tiefste Menschendinge. Es schöpft sie aber bei aller Stimmungstiefe und dramatischen Beweglichkeit nicht völlig aus. Seine Gestalten wirken auf dem tiefdunklen Grunde der großen französischen Revolution nicht selten blaß und blutlos; sie leben; doch sie scheinen mehr, als sie sind. Sie sprechen sich zu sehr aus und sind oft ohne heimliche Tiefen, obwohl sie von tiefen Dingen reden. Und dennoch ein Spiel, dessen Reiz man sich nicht völlig entziehen kann.

Bleibt Goethes „Clavigo“, den Fritz Tegner dem Goethe-Bunde zu seiner 25jährigen Jubelfeier bereitet hatte. Er hatte dies mit so viel Liebe und in so tiefem Ernst getan, daß dies Spiel von Tod und Liebe wohl jedem ein Erlebnis wurde, der sich ihm völlig hingugeben vermochte. Der Geist des Dichters glühte in jedem Worte und weichte das Schauspielhaus zu einer Tempelhalle.

Möchte das Schauspielhaus diese Stunde der Weihe nicht vergessen. Es werden derer immer mehr und mehr werden, die sich solcher Tempelkunst ergeben, wenn Intendant und Spielerschar, wie hier, mit ehrfurchtsvollen Händen aus unseren tiefsten Geistes-Brunnen schöpfen.

Hans von Hülßen

Von Will Scheller

In München war es, wo vor anderthalb Jahrzehnten ein Roman unter dem Titel „Das aufsteigende Leben“ erschien; es wurde darin nicht ohne Ueberzeugungskraft dargestellt, wie dem äußeren, durch ästhetische Willenskonzentration bewirkten Aufstieg eines norddeutschen Staatsmannes ein durch familiäre Zerrüttung bedingter innerer Abstieg parallel läuft, so daß das Gleichgewicht zuletzt aufgehoben und mit ihm der Sinn dieses Daseins peinvoll in Frage gestellt wird. Das Buch erwies eine deutliche Schulung des Ausdrucks an der Schreibweise von Thomas Mann, dem der junge Verfasser, Hans von Hülßen mit Namen, offenbar ausschlaggebende technische Anregungen verdankte; es erregte im übrigen ein gewisses Aufsehen, weil hinter etlichen Figuren, und wohl nicht ganz mit Unrecht, bestimmte Personen der Zeit vermutet wurden, und fand trotz seiner unverkennbaren Erstlingsphysiognomie eine günstige Kritik, die von der hier erstmalig verlaublichen erzählerischen Begabung eine beachtliche Zukunft erwarten zu dürfen glaubte.

Der Dichter, der sich da zum erstenmal an eine Gestaltung größeren Formats gewagt und nicht unterlassen hatte, mancherlei eigenes Bekenntnis einzuflechten, ist 1889 in Warlubien, Westpreußen, geboren, in Danzig aufgewachsen, und bedarf hinsichtlich seiner Abkunft, Erziehung und bildenden Umwelt keines besonderen Kommentars, denn diese Elemente seines Lebens ergeben sich aus seinem Namen von selbst. Daß er trotzdem Künstler wurde und hierin den wesentlichen Zug seines Daseins gesehen wissen will, ist ein Beweis für die besondere Stärke seiner schöpferischen Veranlagung, die ihn zunächst unter abenteuerlichen Umständen nach München trieb. Dort versuchte er sein Glück und gewann bald freie Bahn, sah die Schweiz, Frankreich, Italien, später die nordischen Königreiche, und erweiterte dadurch den Umkreis jener kulturgeprägten Anschauungen, die seiner Produktion das stoffliche Gepräge geben. Denn obwohl er sich gewissermaßen als Renegat seines Standes fühlt, in geistigem Sinne, versteht sich, so verleugnet er doch nie diese blutmäßige Bindung; und nicht nur äußerlich kommt das hervor, sondern es waltet in seinem Schaffen grundsätzlich ein aristokratischer Hang zur Präzision und Exaktheit, zur Klarheit des Ausdrucks bei entschieden geistigem Maß der Dinge, ein bestimmender Zug zur Haltung, zur Würde des Menschentums dem Chaos des Lebens gegenüber.

Im übrigen muß festgehalten werden, daß es die Gesamtheit eines Menschenstoffs als ist, was Hans von Hülßen in seinem ersten Erzählerwerk gestaltete; denn diese Neigung, nicht ein abgegrenztes, besonderes Erlebnis dichterisch zu formen, sondern allemal ein Leben, dem die Erlebnisse gleichsam als Symptome untergeordnet sind, ist charakteristisch für die schöpferische Eigenart dieses Erzählers. Hat er auch zwei Bände kürzerer Erzählungen herausgegeben — vor dem Krieg erschien „Die seidene Fessel“, nach dem Krieg „Versprengte Edelleute“ — so zeigt sich doch auch in ihnen, der novellistischen Form unerachtet, die ausgesprochen romanhafte Tendenz der Lebenspiegelung. Die Titelerzählung des erstenannten Bandes schildert die schicksalhafte seelische Haltung des schaffenden Künstlers der Liebe gegenüber, „Hieronymus Schuster“, die des armen Leutnants im Hinblick auf die große Welt — also auch eine Lebens-, nicht eine Erlebnis-Stimmung — und „Corinna“ und „Abigail“ zeigen an verschiedenen Beispielen das katastrophale Ende eines lebenslangen Traumes beim Zusammenstoß mit der Wirklichkeit. Auch die Augenblicksbilder aus dem Dasein Friedrichs des Zweiten, Kleists, Beethovens benutzen das Anekdotische, das Besondere nur als Mittel zur Darstellung von etwas Allgemeinem: der Gestalt, auf die allein es dem Dichter ankommt.

Typisch ist, daß Hülßen, der „Das Abenteuer des Novellisten Barlösius“ zunächst anekdotisch, novellistisch zu fassen sucht, die Nötigung empfindet, das Leben dieses Menschen in „Inge“ fortzuspinnen — beide

Erzählungen stehen in der „Seidenen Fessel“ — und im „Barlösius“ der „Versprengten Edelleute“ zu Ende zu führen; die drei Geschichten lesen sich hintereinander wie ein einheitlicher Roman. Einen deutlicheren Beweis für die Tatsache, daß der Roman Hans von Hülssens ureigene Ausdrucksform, daß es die kennzeichnende Neigung dieses Autors ist, das menschliche Leben in der Gesamtheit seines Verlaufs dichterisch zu formen, kann es schwerlich geben.

Diese Einstellung kommt denn auch in dem weiteren Schaffen Hans von Hülssens beherrschend zum Ausdruck, und zwar zunächst in dem (als ersten Band von mehreren um den gleichen Helden gedachten) Roman „Den alten Göttern zu“. Hier ist das Problem: Geist und Welt, eine Schicksalscharade, in ganzer Breite aufgerollt an dem tragischen Beispiel Platens, dessen durch seelische Bestimmung und geistige Selbstzucht hochgespanntes Innenleben zu dauernden Konflikten mit der Außenwelt geführt hat, bis dieses Herz, erfüllt von reiner Sehnsucht nach der Verbindung des menschlichen Schönen mit dem Geistigen, kämpfend und leidend um der Verwirklichung seines Freundschaftsideals willen, die von Enttäuschung zu Enttäuschung trieb, zu entsagender Selbstbeschränkung sich hindurchrang und in der künstlerischen Kristallisierung der Unsterblichkeit seines inneren Erlebens ausschließlich die stolze Befriedigung fand, die ein nur zu bald erloschenes Leben martyrerhaft verkürzt. Diesem bedeutenden, mit dunkler Flamme über die Vergänglichkeit hinlodernden Schicksal ist Hans von Hülssen in Dank und Zustimmung erweckender Weise gerecht geworden. Mit psychologischer Schärfe ein ehrfürchtiges und liebevolles Mitgefühl verbindend, bringt er die entscheidenden Jahre vom Leben Platens zu einer an Figuren, Farben, Szenen reichen Wirkung und erweist sich ganz als der, welcher bereits in den früheren Büchern aus den Hülssen jugendlicher Abhängigkeit und Verschwärmtheit sich herauszulösen im Begriff war: als ein Dichter, der, nach Schönheit dürstend, Weltkenntnis und Weltgefühl in der von ihm zur Darstellung bevorzugten Problematik des Kulturtrügetums auf künstlerisch anspruchsvolle, geistig vertiefte Weise vereinigt und zu wechselseitiger, edler Befruchtung gestaltend steigert.

Es läßt sich indes nicht leugnen, daß, wie schon die allererste, auch die übrigen Erzählungen Hans von Hülssens mit einem Fragezeichen geschlossen werden, ja, daß diese Anzweiflung des Lebens als einer positiven, eindeutigen Angelegenheit eher zu- als abgenommen hat. Die Schicksale Alfred Kemmrichs, des Beamten, und des Dichters Heinrich Barlösius gehen nicht auf wie eine befriedigende Patience-Partie oder ein Kreuzworträtsel. Daß der Held am Ende, resignierend, sich fragt: wozu das alles? oder mit Platen ausruft: soviel Arbeit um ein Leidentuch! — das ist auch der Grundton der beiden neuen Romane Hans von Hülssens, in denen er die volle Reife des Erzählertums: das Beherrschen des Lesers durch die Spannung und das Beherrschen des eigenen Ich durch die Kultur des Ausdrucks, erreicht hat. Sowohl der „Nickel List“, der, als das Licht seiner Welt unter dem Eindruck erlittener Bosheit erlischt, zum Räuber und Mörder wird, wie der Arzt und Hochschullehrer Peter Hofforn in dem Roman „Der Kelch und die Brüder“, der durch eine nicht einmal bössartige, nur verständnislose Frau um den Ertrag seines opferreichen Lebens gebracht wird, sie haben sich beide vor ihrem gewalttamen Tod die Frage der Kemmrich und Barlösius vorgelegt: wozu das alles? Was hat dieses Dasein für einen Sinn? Und da sie sie nicht lösen konnten, haben sie das bittere Ende auf sich genommen, ohne wider den Stachel zu lösen.

Aber das ist nun merkwürdig: wie stark auch der Philosoph, der ewige Zweifler, die Erzählungen Hans von Hülssens pointiert: sie sind gleichwohl erfüllt von flutendem, ja, oft schäumendem Leben dergestalt, daß sie den Lesenden immer aufs Neue mitreißen in die Lust und Qual, Mensch zu sein, wie sie hier in warmblütiger Sprache geformt worden ist. Denn bevor es zu dem, wo nicht negativen, so doch resignierenden Fazit kommt, wird doch gelebt, aus vollem Herzen und mit bewegten Sinnen, und so wirkt, was Hülssen erzählt, niemals einseitig, nie als Kommentar vorgefaßter, theoretisch

grauer Meinung. Nein — dieser Dichter greift herzhaft hinein ins volle Menschenleben, und wo ers packt, da ist es wahrlich interessant. Und nicht nur das. Denn er ist zugleich Lyriker genug, um Stimmungen, wie sie etwa mit gewissen musikalischen Tonfolgen oder mit Blumen, mit Intérieurs wie mit Landschaften, verbunden sind, um den bestimmten Duft der Jahreszeiten wie der Orte, der Schauplätze des Geschehens, vorzüglich aber des ostdeutschen Nordens, insonderheit der Hansestädte, mit seiner gepflegten Sprache weislich festzuhalten und, was er erzählt, sinnvoll damit zu verbrämen. Daß er, der die Schönheiten eines großen Teils der okzidentalen Welt erfuhr, so stark in der nordostdeutschen Heimat verwurzelt blieb — sie winkt in fast alle seine Geschichten freundlich hinein — läßt ihn in der Tat als einen im schönsten Sinne deutschen Dichter erscheinen, dessen schöpferische Wirksamkeit zweifellos als ein erhebliches Plus im geistigen Haushalt der deutschen Gegenwart zu buchen ist.

Geschichte der Meininger¹⁾

Von Dr. Eduard Scharrer

Max Grube hat die weitgespannte Bahn vom jugendlich begeisterten Adepten Meiningerischer Bühnenkunst durch alle Phasen des Schauspieler-Anfängers mit 40 Gulden Gage bis zum ersten Protagonisten durchlaufen, um dann auf der Höhe seines buntbewegten Lebens zurückzufinden zu seinem Lehrmeister Georg II. von Meiningen, der ihm die oberste Leitung seines Hoftheaters übertrug, ein Amt, daß er mit sichtbarem Erfolg und in hohen Ehren jahrelang verwaltet. Als persönlicher Zeuge der Regiegrundsätze des Herzogs wie der ruhmvollen Gastspielfahrten, erschien keiner als Max Grube berufenener zu sein, die Geschichte dieser einzigen Erscheinung in der Entwicklung des deutschen Theaters zu schreiben.

Kann man überhaupt die Geschichte der Meininger schreiben, ohne nicht in eine zu sehr anekdotische Konturierung seiner Glieder zu verfallen? Erscheint es nicht vermessen, all die tausend und abertausend geistigen Fäden bloßzulegen, aus denen sich die jahrzehntelange Kleinarbeit dieses seltenen Mannes, Georg II., zusammengesetzt hat? Nun, wer dieses aus einem fruchtbar erfüllten Selbsterleben mit feinstem Herzenstakt geschriebene Buch offenen Auges durchblättert und sich in seinen tieferen Sinn versenkt, dem tritt das lebendige Bild des großen Künstlers und Menschen, der August und Mäzen gewesen, aus dem Dunkel der Vergangenheit. Die Gestalt eines Renaissance-menschen, dem das deutsche Volk Ehrenmale errichten würde, wäre er nicht ein Fürst gewesen.

Nach einer erschöpfenden Einleitung über die Wandlungen der deutschen Bühne seit Abschluß der großen Gastspielperiode charakterisiert Max Grube das Virtuositentum vor dem Erscheinen des Meininger Hoftheaters, ebenso dessen eigene Vorgeschichte. Ueber Georg II., seine Gattin und Mitarbeiterin Freifrau von Heldburg und nicht zuletzt seinen trefflichen Intendanten Ludwig Chronegk, weiß der Verfasser in Sonderkapiteln viel Erlebtes oder Betrachtliches zu erzählen, um in dem ausgezeichneten Kapitel über die Probenarbeit in Meiningen in den technischen und geistigen Mechanismus dieser bewegten Welt hell hineinzuleuchten. Hier wird die aus einer glühenden Künstlerseele geborene Ehrfurcht des Herzogs vor dem Gesamtkunstwerk und die Riesenaufgabe kund, der sich Georg II. in nimmermüder Arbeit und als echter Führer im engsten Verbundensein mit allen hingegeben. Hand in Hand mit seinem gleich-

¹⁾ Max Grube: „Geschichte der Meininger“. Mit 131 Handzeichnungen des Herzogs und 21 Künstlerbildnissen auf 55 Tafeln. Lexikon-Oktav, 131 Textseiten. In Leinen gebunden Mark. 10.—. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

gesinnten und gleichbefähigten Dramaturgen, denn, wie Grube am Schlusse des Kapitels schreibt, „als Helene, Freifrau von Helldburg an die Seite ihres Gatten trat, begann der Stern der Meininger aufzuleuchten.“

Das überaus gründlich behandelte Kapitel über die Ausstattung wäre allen jenen respektlosen Kritikastern zu empfehlen, die noch immer ironisierend die Bezeichnung Meiningererei blind und urteilslos nachbeten zu müssen glauben. Mit Recht nennt Grube, der dieses Kapitel historisch überzeugend entwickelt, den fürstlichen Regisseur „nicht Erfinder, sondern Vollender“ weit zurückgehender Bestrebungen, denn „der Herzog, dem nichts verhafter war als alles Star- und Virtuositentum, stellte seine Bühnenbilder ganz in den Dienst der Dichtung.“ Und nun schildert Grube die Vorarbeit zu den großen Reisen durch fast ganz Europa, aus denen er zunächst die drei ersten Berliner Gastspiele als die maßgebenden hervorhebt, um in dem Kapitel der Gastspielära die hauptsächlichsten Inszenierungen mit ihren Darstellern zu analysieren. Hier gibt der Verfasser so viel Treffliches aus unmittelbar Erlebtem, auch heitere Episoden in Fülle, und dennoch im kritischen Urteil von distanzierter Objektivität, daß man diese Teile des Buchs fast wie eine dramatisch bewegte Kulturgeschichte liest. In einem ausgezeichneten Schlußkapitel blickt Grube zurück auf das Lebenswerk Georg II. und zeichnet die Bedeutung der Meininger für die moderne Bühne, die er am Schluß treffend wie folgt zusammenfaßt: „Wandlungen im Zeitgeschmack, in den Kunstauffassungen, in den Anschauungen über das, was schön ist, werden immer eintreten, keine Richtung, ja kein Stil erhält sich dauernd, aber von jedem bleibt irgend etwas zurück, das die Folgezeit übernimmt, benutzt oder weiter verarbeitet. Die Bühne, nicht bloß als Unter- und Hintergrund der schauspielerischen Leistung, die Bühne als Gesamtkunstwerk! Das ist der Gedanke, den die Meininger zuerst verkündet haben. Seine Verwirklichung war die Tat, die dem Künstlerherzog Georg einen dauernden Ehrenplatz in der Theatergeschichte sichert.“

Aus dem Text sprechen zahlreiche Kostümbilder der bedeutendsten Künstler zu uns, was aber diesem lebensvollen Buche einer großen Künstlergemeinschaft seinen erhöhten Reiz gibt, sind die hier zum erstenmal aus dem Nachlaß veröffentlichten 131 Handzeichnungen des Herzogs, Inszenierungsentwürfe und Kostümskizzen, die zwar nur einen kleinen Ausschnitt aus dem gewaltigen zeichnerischen Gesamtwerk des Theaterherzogs geben, aber doch das Wesentliche bieten. Wertvoll sind auch die handschriftlichen Kommentare auf den Zeichnungen, die Einblick gewähren in den dramatischen Sinn Georg II.

In stiller Bewunderung legt man dieses prachtvolle Buch, das einen gewaltigen Abschnitt unserer deutschen Theatergeschichte mit allen Licht- und Schattenseiten offenbart, aus der Hand, denn hier ward der Sinn der Aufschrift „Geschichte der Meininger“ erfüllt. Und darum möge dieses Buch Eingang finden in jedes deutsche Haus.

Walthar Nithard-Stahn

Versuch einer Würdigung

Von Herbert Lipp

Zum 60. Geburtstag vom 23. Oktober 1926

Wenn die Literaturgeschichte einer sittlich ernsteren Zeit als der unseren unter der Unzahl jeweiliger „Modellschriftsteller“, manirierter Wortjongleure, und „Um-jeden-Preis-Witziger“ sichten wird, dann dürfen wir hoffen, daß auch einem Dichter Gerechtigkeit werden wird, der heute leider noch viel zu sehr verkannt wird: Walthar Nithard-Stahn.

Das Abseitsstehen dieses nunmehr Sechzigjährigen ist kein Wunder in unseren Tagen. Die Grundlage und Quintessenz seiner zahlreichen Romane, Dramen, ist — die Seele. Und die steht heute nicht allzu hoch im Preise.

Der Dichterpastor aber —, unbekümmert um das, was eine sensationslüsterne Mitwelt gerade als „gangbar“ stempelt —, schreitet noch heute in jedem seiner von klassischer Sprachschönheit zeugenden Werke den weiten Kreis der Seele und Seelenkräfte aus. Zuerst in dem großen Roman: „Der Mittler“ —, seinem Erstlingswerk dieser Art und Bekenntnisbuch vom Jahre 1906.

„Wir müssen Menschen haben, an die wir glauben, sonst glauben wir nimmermehr an den Großen, den wir nicht sehen. Und wir selbst müssen solche sein, an die man glauben darf, sonst werden wir irre an dem, der in uns ist!“ — In diesen gedankentiefen, ewigwerten Worten ist das Leitmotiv und der Grundakkord des literarischen Selbstbekenntnisses gegeben, das dem Namen des Verfassers fortan guten Klang verlieh.

„Dies ist einer der beachtenswertesten, neueren Romane“, schrieb damals D. Blüthgen. „Die reinsten, vornehmsten, adligsten Geister mögen ihn in die Hand nehmen, und sie werden einen Genuß daran haben.“

Darauf folgten zwei Romane, die man als — Offenbarungen der Frauenseele bezeichnen könnte. „Zwei Frauen“ und „Jahrbuch einer Seele“. Letztere Erzählung ist aus dem Kriegserlebnis heraus geboren. Die Fiktion der Einleitung: Diese Tagebuchblätter habe man in Feindesland in der Brusttasche eines gelehrten, deutschen Armierungsarbeiters gefunden —, gibt dem ernststen Buche seinen besonderen Reiz.

Und dann spricht der Friedensfreund, den die Liebe dessen, der ihn in sein hohes Pfarramt berief, auch als Schriftsteller und Dichter auszurufen zwingt: „Den Krieg nun bekriege, du neues Geschlecht! — Und führe zum Siege den Frieden durch's Recht!“ — Dieser Frieder, der es in seinem friedefürstenden Herzen nicht verwinden kann, daß er seinen Bruder getötet hat, ist kein phantastischer Pazifist, sondern Krieger des erlösenden Wissens: „Es gibt keine Rettung vor der Verdammnis des Lebens als Liebe.“ — Der Dichtung lieblichster Schleier webt sich um diese „Sage aus unseren Tagen“, und doch — als aus der Hand der Wahrheit empfangen — verklärt er, ohne zu verhüllen. Das sind die Schmerzensgestalten, die wir mit tränenden Augen geschaut. Das sind die Gewaltzeiten, die wir mit blutenden Herzen durchlitten. Nicht phantastische Romanhelden sondern Menschen von Fleisch und Blut, geboren aus dem Geiste des Dichters, der sie lange in sich mit dem qualvollen Schmerz des großen Liebenden getragen. Wie viel brennende Liebe zu Volk und Vaterland und darüber hinaus zur ganzen Menschheit, leuchtet aus diesen Worten, zwischen diesen Sätzen hervor: „Glaube mir, mein Volk, daß ich dich liebe, trotz alledem in dem geringsten deiner Söhne und Töchter. Und ich will dir's beweisen! Will dir zu Hilfe kommen, besser als mit der Keule, die Feindeshaupt zerschmettert. Einfügen sollst du dich in einen Ring der Brüderschaft aller, die den Irrgeist ausrotten wollen, einander Schutz und Bürge wider ihn!“

Und nun erlebt der feinfühligste Dichter, der seine Hand am Pulsschlag der Zeit hält, die großen Erschütterungen der letzten Jahre gleichsam wie die Vorboten eines — Weltuntergangs. — „Dies illa. Eine Geschichte von den letzten Dingen“, ist die Frucht seiner inneren Schauungen, die mit apokalyptischer Wucht und bilderreicher Phantasie in diesem fesselnden Buche zur Darstellung kommen. In eindrucksvollen, den Rhythmus des kommenden Furchtbaren in sich tragenden Szenen ist all die Wirrsal, die wir erlebt haben und noch erleben, zum Drama des durch Annäherung eines Gestirns an die Sonne sich vorbereitenden Weltuntergangs erweitert. Menschenniedrigkeit und Menschengröße, Seelenadel, Herzensverrohung und satanischer Haßgeist offenbaren sich in diesen kritischen Augenblicken in ihrer ausgeprägtesten Gestalt.

„Dies israe, dies illa solvet saeculum in favilla!“ — Der die seelenvollen Geistesfinder der Nithad-Stahnschen Muse in feierlichem Zuge vor seinem

inneren Auge „Revue passieren“ läßt, hörte einst eine Predigt des beliebten Kanzelredners in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche zu diesem Thema. Sie war erschütternd in ihrer „edlen Einfalt und stillen Größe“. Der Roman, der „jenen Tag“ zum Vorwurf hat, ist noch ergreifender. Er ist Predigt, Ballade und Bild in eins.

Und dieser Mann, der so viel zu sagen hat und es in so klassischer Schönheit zu sagen weiß, ist doch im Grunde — wie schon zuvor bemerkt — „ein Held im Schatten“ — wie „Florentins Bruder“, der sich um die Meisterhaftigkeit in edelster Kunst müht, und es immer wieder erleben muß, daß den „Florentins“ die Masse zufällt: den Effekthaschern und Reklamemachern. Von dieser bitteren Erkenntnis seines Künstlerstrebens spricht und singt der ästhetisch wertvolle Künstlerroman „Florentins Bruder“, der — man fühlt es — mit Herzblut geschrieben ist.

Und dann führt der Dichter aus den Unerfreulichkeiten der Alltagsgegenwart zurück in Urzeitgeschichte, zurück zur erlösenden Mutter Natur. Der Dichter der „Höhengänge“ (Novellen), der oftmals über Fels-schroffen und Gletschereis gewandert ist, führt zu den Wassern des sonnen-durchglühten Sees am Fuße der Alpen, dessen Namen das Herz des Deutschland-Trotters höher schlagen läßt, zum Bodensee. Hierhin bannt uns die geistdurchtränkte Handlung des jüngsten Romans, der in seiner Dreieinigkeit (Ueber den Wassern — Die Gefangenen — Unsterbliche) dem weihewollen Ernst des Verfassers und seiner edlen Gestaltungskraft ein neues Ehrenmal zu den bisherigen errichtet. Von der Steinzeit her durch das Mittelalter bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führt uns die Fabel der Erzählung, die unser warmes Interesse vom Anfang bis zum Ende in Spannung erhält.

Manches wäre noch zu sagen über den Dramatiker Nithad-Stahn. Sein Schauspiel „Ahasver“ ist wiederholt auf der Kunstbühne aufgeführt worden. Es will den Typus des Nietzsche'schen Uebermenschen in der legendarischen Gestalt des ewigen Juden verfolgen: von der Austreibung aus dem Paradiese an durch eine Kette von Verkörperungen bis in unsere Tage hinein. — Das unlängst in Dortmund aufgeführte Schauspiel „Die Mutter“ stellt das Problem dar, daß eine Mutter ihr unheilbar dem Wahnsinn verfallenes Kind aus Mitleid töten zu dürfen glaubt, um nach geschehener Tat an dieser selbst irre zu werden und sie durch ein Leben der Liebe im Dienste unglücklicher Kranker zu jähnen. Weiteren Kreisen bekannt ist auch das „Christusdrama“, das Nithad-Stahn auf Anregung von Arzel Delmar in Berlin verfaßte, bisher nur in Agram in kroatischer Sprache aufgeführt, aber an vielen Orten, in Kirchen und Sälen (zuerst von Friedrich Kanßler 1912 in der Singakademie) rezitiert wurde.

Noch zahlreiche Dramen, dramatische Gedichte, Broschüren, Predigt-bücher, Jugendschriften, belletristische Zeitschriftenbeiträge legen Zeugnis ab von der unermüdlichen Schaffenskraft und starken Begabung des Mannes, den unsere evangelische Kirche mit Stolz einen der Ihren nennen darf und dem eine große Anhänger'schar unter den Stillen im Lande für viele Stunden tiefinnerster Erhebung und Anregung innigen Dank weiß.

Im Dienste der Wahrheit

Von Dr. H. Strunk

Nachdem in Heften früherer Jahrgänge die ersten beiden Reihen der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes besprochen worden sind, und zwar zunächst die ersten sechs Bände, die die Bismarck-Zeit (I. Reihe) darnach die nächsten sechs, die den neuen Kurs (II. Reihe) behandelten, sind nunmehr weiterhin erschienene 10 Bände der III. und IV. Reihe dieses großartigen Urkundenwerkes zu würdigen. Die III. Reihe behandelt in fünf Bänden, von denen der 14. und 18. Band aus zwei Teilen bestehen,

die Politik der Freien Hand mit den Untertiteln „Die europäischen Mächte untereinander, weltpolitische Rivalitäten; rings um die erste Haager Friedenskonferenz; die Chinawirren und die Mächte 1900 bis 1902; die Wendung im deutsch-englischen Verhältnis.“ Die IV. Reihe enthält das Urkundenmaterial über die Isolierung der Mittelmächte in drei Bänden, die sämtlich aus zwei Teilen bestehen, mit den Untertiteln: „Der russisch-japanische Krieg; Entente cordiale und erste Marokkokrise 1904—05; die Konferenz von Algieras und ihre Auswirkung“.

Die neuen Bände bestätigen das Ergebnis der früheren Prüfung, daß nämlich hier mit einem in der großen Politik unerhörten Freimut die diplomatischen Urkunden in wissenschaftlicher Genauigkeit und Zuverlässigkeit veröffentlicht werden, daß mit schonungsloser Offenheit jedem der Einblick in die geheimsten Vorgänge des politischen Ringens bis nahe an die Schwelle des großen Weltkrieges vermittelt wird. Eine solche Arbeitsweise ist bisher in der Geschichte politischer Aktenveröffentlichungen unbekannt, so daß man mit Recht behaupten kann, daß das große Werk einen Markstein in der Entwicklung der weltgeschichtlichen Forschungsmethoden bildet. Wer mit einigem Verständnis die beiden neuen Reihen durchblättert oder wer sie studiert, muß darüber in Staunen geraten, daß ein gut gegliedertes Urkundenwerk spannend wie ein Roman wirken kann, wird empfinden und anerkennen, daß die Akten ein pragmatisches Lehrbuch der Staatskunst darstellen, wie es in dieser Art noch nicht vorhanden gewesen ist.

Das Werk hat aber für das deutsche Volk noch einen besonderen Wert. Zweck der Veröffentlichung ist, die Wahrheit über die Vorgeschichte des Krieges klar an den Tag zu bringen, dadurch die von Mißgunst und Lüge erfüllte Atmosphäre zwischen den Völkern und Staaten zu reinigen und eine Entspannung auf dem Gebiete der politischen Moral herbeizuführen. Die deutsche Regierung läßt sich nicht dadurch beirren, daß die anderen am Weltkrieg beteiligten Mächte über den Ausbruch des Krieges nur die sogenannten Farbbücher herausgegeben haben, sie greift weit aus, in der Erkenntnis, daß die Einsicht in die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges nicht ausreicht, um diese gewaltige Frage zu lösen und den Kriegsschuldigen finden zu lassen. Von der Begründung des deutschen Kaisertums an bis zu dem Tage des Kriegausbruches werden die politische Haltung des Deutschen Reiches und die gesamte Weltpolitik dieser Periode hell erleuchtet, so daß nach der Vollendung des Aktenwerkes der endgültigen Klärung der Frage nach den Ursachen des Weltkrieges durch Wissenschaft und Diplomatie aller Nationen kein Hindernis mehr im Wege steht, gleichviel ob dann die Archive der anderen Mächte geöffnet werden oder, wie bisher, geschlossen bleiben. Durch diesen Dienst an der Wahrheit kann allmählich die Zeit heraufgeführt werden, in der die durch den Weltkrieg entstandene Verblendung einer leidenschaftslosen und objektiven Betrachtung der Vorgänge weichen wird. An einem solchen Ergebnis würden beide Teile ihr großes Verdienst haben, die Reichsregierung durch den Mut zur Preisgabe der politischen Geheimnisse, die deutsche Wissenschaft durch den unbestechlichen Geist, der in dem Urkundenwerk waltet.

In vielen Besprechungen unseres Aktenwerkes finden sich abfällige oder vernichtende Urteile über die Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II.; sie sind vielfach als trivial, burschikos, unwürdig, lächerlich bezeichnet. Ich bin bei der Durchsicht der Dokumente zwar auch auf Randbemerkungen gestoßen, die abstoßend wirken und zu bedauern sind, muß aber aus Gründen der Gerechtigkeit feststellen, daß die Kritik häufig übertrieben und verallgemeinert hat. Um mir ein genaues Bild in einem Einzelfall zu bilden, habe ich sämtliche Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II. zu den Dokumenten aus dem Bogauffstand 1900/01 zusammengestellt (Kapitel 104), einem Ereignis, an dem der Kaiser sich bekanntlich besonders aktiv beteiligt hat. Ich habe dabei festgestellt, daß die Randbemerkungen mit ganz wenigen

Ausnahmen durchaus in dem sachlichen Stil des verantwortlich Entscheidenden gehalten sind und sich auf Worte wie: einverstanden, gut, richtig, ja, nein, bravo, natürlich, hoffentlich, auf Ausrufungs- und Fragezeichen und auf knappe inhaltschwere Sätze beschränken. Nur wenige Bemerkungen fallen aus diesem Rahmen heraus und müssen von dem Kritiker als unangemessen bezeichnet werden, wie: das ist Unsinn, Blech; das sind Glausen; ach, du liebe Zeit; sancta simplicitas; noblenz-Coblenz (anstatt nolens-volens). Mehrfach finden sich französische Randbemerkungen. Bei den auffälligen oder anstößigen Randbemerkungen muß jedoch berücksichtigt werden, daß oft nur die Knappheit des Raumes und der Zwang schnellster Formulierung zu ironisch oder burleskos gearteter Prägnanz des Ausdrucks geführt haben werden. Diese Richtigstellung bezieht sich lediglich auf die Form der Randbemerkungen; das Urteil über den Inhalt der Schlußbemerkungen, die häufig sehr ausführlich gehalten sind oder über den Wert der Briefe oder Telegramme des Kaisers wird dadurch nicht berührt. Um verständlich zu machen, daß die Kürze des Ausdrucks dazu verführen kann, ihn zu würzen, weise ich darauf hin, daß sich auch in den Randbemerkungen Bismarcks und Bülow's ähnliche Stellen finden wie: dumm; einfältig; kindisch; haust du meine Juden nicht, haue ich dir deine nicht; nur immer langsam voran; kneifen; Mauseloch; an der Nase herumführen, und daß sich auch bei ihnen hie und da französische Bemerkungen einschleichen. Es fehlen allerdings vollkommen grobe Schimpfwörter, die Kaiser Wilhelm II. allzu häufig gebraucht.

In großen Zinien zeichnen auch die neuen Reihen der Akten das Bild einer Politik, die danach strebt, den Frieden Europas zu erhalten und auf dieser Grundlage das Gedeihen des Deutschen Reiches zu sichern. Beweise für eine angebliche deutsche Machtgier und Kriegslust wird auch der Gegner oder derjenige, der von der Zweckmäßigkeit dieser oder jener Aktion nicht überzeugt ist, vergeblich suchen. Andere Staaten und Regierungen haben es nunmehr in der Hand, durch Oeffnung ihrer Archive und Herausgabe ihrer Akten ihre politischen Handlungen darzulegen und zu rechtfertigen und dadurch einen vervollständigenden Einblick in das große Getriebe der Weltpolitik zu bieten. Aber es wird immer zur Ehre des deutschen Namens gesagt werden, daß diese Tat im Dienste der Wahrheit durch das Deutsche Reich begonnen wurde. Die in den letzten Jahren angestellten Bemühungen, den geistigen Wiederaufbau Europas vorzunehmen durch Ueberwindung der Mächte des Hasses, des Mißtrauens und der Beschuldigungen, werden aufs beste gefördert durch das deutsche Urkundenwerk. Wir werden in Europa wieder reine Luft atmen können, eine Luft, die befreit ist von jener dumpfen Schwüle, die seit dem Kriege und auch schon einige Jahre vor dem Kriege geherrscht hat, wenn im Namen der Geschichte ein befugtes Tribunal seinen Urteilspruch über die Entstehung des großen Weltkrieges gesprochen hat. „Noch jede Wahrheit, die Gewalt, Verleumdung, Furcht und Irrtum gemordet haben, hat nach ihrem Golgatha, und wenn es noch so lange gedauert hätte, ihre Auferstehung gefunden.“ (Kronprinz Wilhelm, Ich suche die Wahrheit, Seite 392.)

Aus diesen Gründen heraus muß immer von neuem die Aufmerksamkeit aller Historiker, Politiker und Journalisten auf die diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes gelenkt werden. Alle Leser derselben werden Bannerträger der Aufklärung über die jüngste deutsche Vergangenheit sein können, deren wir uns nicht zu schämen haben.

Die Litauerfrage

Von Bruno Wilm

Seit 1924 erscheint in Lieferungen bei Walter de Gruyter & Co. in Berlin das „Reallexikon der Vorgeschichte“, unter Mitwirkung zahlreicher Sachgelehrter herausgegeben von Max Ebert, ordentlichem Professor an der Universität Königsberg. Wir können stolz darauf sein, daß dieses gewaltige Werk, wissenschaftlich ausgezeichnet und mit zahlreichen vorzüglichen Bildern und Tafeln hervorragend ausgestattet, von dem bisher 6 Bände vorliegen, gerade von einem in unserem Osten tätigen Gelehrten herausgegeben wird. Auf dieses unentbehrliche Lexikon, das ja auch manchen Leser dieser Zeitschrift stark interessieren muß, sei hier besonders empfehlend hingewiesen.

In Band I finden wir nun einen ausführlichen Artikel von Professor Georg Gerullis über die baltischen Völker (Seite 335—342) — geschichtliche und sprachliche Entwicklung, Urheimat —, der uns Ostpreußen besonders wichtig ist, aber auch allgemeinere Bedeutung hat, da er unter anderem auch die Litauerfrage behandelt. Es ist natürlich nicht möglich, hier auf die Einzelheiten einzugehen, nur das sehr wichtige Endergebnis sei gebracht, zu dem Gerullis kommt, fußend auch auf den Forschungen mehrerer anderer Gelehrten: „Die jetzige Ausbreitung der Litauer ist jung. Westlich der Memel mindestens bis Grodno hinaus, wahrscheinlich noch weiter flußaufwärts, wohnten bis ins 13. Jahrhundert preußische Stämme. Erst nach Ausrottung der Schalauer (um Tilzit—Ragnit), der Nadrauer (um Insterburg) und der Sudauer-Jatvinger drangen nach 1400 allmählich Litauer ein, und zwar ihrer Sprache nach zu urteilen aus Mittellitauen.“ Gestützt auf das gesamte vorhandene wissenschaftliche Material, hat dann Geh. Archivrat Paul Karge in seinem vor kurzem erschienenen Buche „Die Litauerfrage in Ostpreußen in geschichtlicher Beleuchtung“ (Königsberg i. Pr., Bruno Meyer) nochmals eine umfassende Untersuchung unternommen und endgültig festgestellt, daß sich aus geschichtlichen und sprachlichen Gründen folgendes ergibt: „Die Litauer sind keine Urbewohner auf ostpreußischem Boden gewesen, sondern von der preußischen Landesherrschaft, dem Deutschen Orden und dessen Rechtsnachfolgern, geduldeten späte Einwanderer. Ihre Ansiedlung in Preußen war überhaupt erst nach dem preußisch-litauischen Friedensschlusse vom Jahre 1422 möglich und vom Orden erst nach dem zweiten Thorner Frieden (1466) ins Auge gefaßt, als es galt, das im Westen Verlorene durch Urbarmachung der Wildnis im Nordosten wiederzugewinnen. Schalauer und Nadrauer sowie die Sudauer sind Preußen und haben mit den Litauern nichts zu tun. Der Memelzippel war um die Mitte des 13. Jahrhunderts unbebaut und wüst... Die ersten Siedler, die vom Bischof von Kurland und dem livländischen Orden neben den Deutschen dort festhaft gemacht werden, sind Kuren und keine Litauer.“ Die Ansprüche der Litauer auf das Memelgebiet und andere Teile Ostpreußens, die sie aus „ethnographisch-historischen Gründen als Urbewohner von der jüngeren Steinzeit her“ (!) geltend machen, fallen damit in ein Nichts zusammen. Auf das Buch Karges, das auch aus politischen Gründen überaus wichtig ist, soll auch hier nachdrücklich aufmerksam gemacht werden.

Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs

Das Nietzsche-Archiv, diese verdienstvolle Schöpfung der jetzt achtzigjährigen Schwester Nietzsches, ist in Gefahr. Das recht ansehnliche Vermögen das die Stiftung besaß, ist durch die Inflation beinahe ganz verloren gegangen, und im Jahre 1930 steht der Ablauf der Schutzfrist bevor. Unbedingt müssen darum Vorbeugungsmaßnahmen getroffen werden. Einen großen Erfolg verspricht man sich nach dieser Richtung hin durch die

Gründung einer Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs. Die Gesellschaft hat den Zweck und das Ziel, immer mehr neue Anhänger der Nietzsche-Forschung und der Nietzsche-Bewegung zu werben, das Interesse am Nietzsche-Werk zu fördern und für das Weiterbestehen des Nietzsche-Archivs durch tatkräftige Unterstützung zu kämpfen und zu sorgen. Alle Verehrer und Freunde Nietzsches sollen mithelfen, Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche die schwere Sorge um den Bestand ihres Lebenswerkes zu nehmen. — Der Mindestbeitrag zu der Gesellschaft beträgt jährlich 10 Mk. und ist an den Archivar des Nietzsche-Archivs, Major a. D. Oehler, Weimar, Südstr. 26, zu zahlen.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Eine ausgewählte Bücherei ist das einzige Parkett, auf dem wir uns mit den größten Geistern der Vergangenheit und Gegenwart zwanglos unterhalten können.

Gardenberg

Von deutschen Dichtern. Von einigen Neuerscheinungen erzählenden und kritischen Charakters soll hier kurz gesprochen werden, in deren Mittelpunkt deutsche Dichter, bzw. Frauen, die durch ihr Leben schritten, stehen. Heinrich Lilienfeld läßt unter dem Titel „**Aus Weimar und Schwaben**“ im Verlag Eugen Salzer in Heilbronn drei Dichternovellen erscheinen, die bedeutsame Abschnitte aus dem Leben Wielands, Schillers und Hölderlins dichterisch gestalten; vier lose Blätter aus einem Tagebuch, betitelt „**Weimar**“, schließen das reizvoll ausgestattete Bändchen, zu dem Ferdinand Staeger ein Titelkupfer schuf.

In zwölf Geschichten und Gedichten läßt Hermann Vortisch die sympathische Gestalt J. P. Hebbels vor uns lebendig werden; er nennt das reizvolle, mit Bildern von Fritz Quibenus geschmückte und bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinende Bändlein „**Vom Peterli zum Prälaten**“; das zum 100. Todestag des Dichters im Herbst dieses Jahres herauskommende Buch wird stillen Naturen Freude und Gewinn bedeuten.

Franz Langheinrich, dem wir die Novelle „**Käthchen Schönhopf**“ verdanken, stellt „**Friederike Brion**“ (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig) in den Mittelpunkt seiner „**Erzählung**

aus Goethes Straßburger Studentenzeit“. Das Seseheimer Idyll wird auch in dieser poetischen Verklärung allen Freunden des Dichters willkommen sein.

Endlich sei empfehlend auf Arnold Zweigs Essayband „**Lessing, Kleist, Büchner**“ (Verlag J. M. Spaeth, Berlin C 2) hingewiesen; die klugen Ausführungen des Buches weiten sich, über die Darstellung der drei genannten Dichter hinaus, zu einer geistreichen Auseinandersetzung mit dem Problem des Dramas als Form. Ein Buch von nicht alltäglichem Rang!

Hans Gäßgen

Rudolf Haas: **Leuchtende Gipfel**. Roman. L. Staackmann, Leipzig 1925. 241 Seiten, geh. 3 RM., gebd. 5 RM.

Wenn man den neuen Roman von Rudolf Haas lediglich nach der Handlung und den Menschen, die sie tragen, beurteilen wollte, müßte man sagen, daß die Erfindung in dieser Erzählung aus dem Hochgebirge nicht auf der Höhe steht, die wir in den früheren Arbeiten dieses Dichters bewunderten. Aber Handlung und Menschen sind hier Nebenache, der Hauptton liegt auf den Naturschilderungen, für die jene nur den Hintergrund bilden, liegt auf dem Gegensatz zwischen dem Menschen, der der Natur seelisch verbunden ist, und jenen modernen Zivilisationsmenschen, die gefühllos der Natur gegenüberstehen. Und da muß man gestehen, daß der Roman dieses Problem überzeugend zu gestalten weiß, daß er in seinen Naturschilderungen die alte Höhe der Dichterkraft Haas' durchaus

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalschen Zeitung“) ist das deutsche

kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschthums in Estland. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.70 Gmk., ohne Beilagen 3 Gmk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

erreicht. So packt er letzten Endes uns auch dann, wenn wir die Alltäglichkeit der Romanhandlung nicht übersehen.

Ernst Lemke

E. von Handel-Mazzetti: „Das Rosenwunder“. Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet, München.

Was ich in Nr. 14 der Monatshefte über die Handel-Mazzetti gesagt habe, kann man angeht dieses Buches wiederholen. Vielleicht mit einiger Einschränkung deshalb, weil man der Ansicht sein könnte, daß in diesem ersten Teil der groß angelegten Trilogie der Auseinandersetzung der Bekenntnisse ein etwas zu breiter Raum gegönnt ist, auf Kosten der Handlung, die nur langsam der Katastrophe entgegenwächst und allzu viele retardierende Momente zu überwinden hat. Dies kannte man in den früheren Romanen der Dichterin — man denke an den straffen Aufbau von Jesse und Maria — nicht, daß sie es später wieder überwunden hat, beweist der an dieser Stelle bereits besprochene zweite Teil „Deutsche Passion“. Im Uebrigen zeugen auch die letzten, in Mannheim spielenden Kapitel des Rosenwunders von der noch immer ungebrochenen Kraft der Dichterin.

Wolfgang Federau

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den

481] Organisationen in Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Offsetdruck-
handlung G.m.b.H., Berlin W 30

Mohrstraße 22.

„Die Dionysia des Nonnos“. Uebersetzen und herausgegeben von Dr. Thassilo v. Scheffer. Erscheint in etwa 20 Lieferungen im Otto Wilhelm Barth-Verlag, München-Planegg. Preis der Lieferung im Umfange von etwa 3 Bogen (Subskription) 3,80 Mark.

Ein neues, kühnes Unternehmen ist im Werden begriffen. Der bekannte, aus Westpreußen gebürtige Gelehrte und Dichter Dr. Thassilo v. Scheffer hat es unternommen, das umfangreichste Epos der Antike, die Dionysia des Nonnos, ins Deutsche zu übertragen. Kein Berufener konnte das Werk in Angriff nehmen; stammt doch von ihm die augenblicklich beste Homerübersetzung.

Nonnos lebte um 400 n. Chr.; er war gebürtig aus Panopolis in Aegypten und wurde als alter Mann Christ. Das ist ungefähr alles, was wir von ihm wissen. Vollständig er-

halten aber ist nur sein Hauptwerk, die Dionysiaka, ein Epos, in dem er Homer auf Schritt und Tritt nachahmt, sogar in der Zahl der Gefänge: hat doch sein Werk 48 Gefänge, d. h. so viele wie Ilias und Odyssee zusammen. Freilich, die Größe seines Vorbildes erreicht er nirgend, und wie er Homer bewußt sozusagen in jedem Vers benutzt, so ist bei ihm doch auch wieder beinahe jeder Vers so ganz anders als bei Homer: es ist bei ihm alles orientalisch gefärbt, alles phantastisch gesteigert. In ihm flammt die griechische Dichtung noch einmal auf, aber es ist, wie man in einem treffenden Vergleich gesagt hat, nicht die reine Pracht der strahlend am wolkenlosen Himmel untergehenden Sonne, welche vor ihrem Scheiden als letzten Gruß nochmals ihren vollen Glanz in hehrer Erhabenheit über die Erde ausgießt, sondern es ist der blizartig aus dunkler Wolkenhülle hervorbrechende Strahl, der grell in die Dämmerung hineinzuckt und mit seinem unsteten Flackern nicht mehr Licht und Wärme zu verbreiten vermag, sondern nur das Auge blendet. Die Quelle des Lichtes für dieses letzte Aufflackern ist immer noch Homer. Nonnos will in diesem Werk das Leben und die Taten des Bacchus (Dionysos) besingen, besonders seinen Zug nach Indien. Doch dieser äußere Rahmen wird fortwährend gesprengt von der Ueberfülle des Stoffes. Denn der Dichter hat mit üppigster Phantasie und in zügelloser Ueberschwenglichkeit nicht nur die gesamten um Dionysos sich gruppierenden Sagen mit in sein Epos verwoben, sondern er hat auch sonst alles nur denkbare Beiwerk aus der antiken Sagenwelt in sein Gedicht hineingearbeitet, das nun beinahe zu einer umfassenden Uebersicht über die antike Mythologie und Religion, besonders in ihren östlich-asiatischen Formen — für uns oft unschätzbar wichtig — geworden ist. Das alles wird in den glühendsten Farben und in glänzender Formvollendung behandelt.

Um Nonnos und nach seinem Vorbild hat sich eine ganze Dichterschule gebildet; so reichte sein Einfluß weit über seine Zeit hinaus. Dann aber wurde dieser unstreitig sehr begabte Dichter schnell vergessen. Auch in neuerer Zeit haben sich selbst die

Kurhaus Zoppot

Inhaber:
Paul Koss

HOTEL U. RESTAURANT
I. RANGES

Prachtvolle
Wein- und Bierterrassen mit
Blick auf das Meer

„Sanssouci“

Weinkuppel, Prachtbau im Kur-
hause, in vornehmer, stilvoller
551] Ausstattung

WEINRESTAURANT
Anerkannt erstklassige Küche

Wie lange noch!

wollen Sie mit der Beseitigung
Ihrer Korpulenz warten? Kennen
Sie die Gefahren, die Ihnen durch
übermäßige Fettleibigkeit drohen?

Korpulenz macht alt!

Beginnen Sie sofort eine Entfettungskur
mit Hegro-Reduktionspillen, preis-
gekrönt mit Ehrendiplomen. In kurzer
Zeit erhebliche Gewichtsabnahme. Ärzt-
lich glänzend empfohlen. Kein starker
Leib mehr, sondern jugendlich schlanke,
elegante Figur. Garantiert unschädlich.
Keine Diät. Viele tausend Dankschreiben.

Sanitätsrat Dr. med. J. B. schreibt:
„Hegro“-Reduktionspillen sind wohl ge-
eignet, natürlichen Fettansatz zu be-
seitigen. Das Präparat ist mehrfach
von mir mit Erfolg verordnet worden.

Preis: Karton mit Gebrauchs-
anweisung 4 M. Porto 30 Pf.

**Depot: Elefanten-Apotheke,
Berlin, Leipziger Strasse 74
Minerva-Apotheke, Berlin-
Charlottenburg, Bismardstr. 81**
[615]

Bannerträger

eine politische Zeitschrift

Herausgeber: Hans Ebeling, Münster i. W.
Schriftleiter: B. Thümmel, Münster i. W.,
Friedenstraße 19, 1.

Letzte Hefte:

Englandheft: Die englische Tradition — Fußball — Labour-Party — Die englischen Jugendbünde — England und Deutschland — Briefe aus England.
Heft 4/6 1925: Die deutsche Marinepolitik — Preußen-Offizier und Führer — Abb el Krim — Die französische Armee — Polen — Schweiz.

Bezug durch das zuständige Postamt.

Bezugspreis 1.— Mk. das Vierteljahr.

Einzelhefte vom Versand

Karl Ducoffre, Wesel (Rhld.),
Fluthgraffstraße 8.

Preußische Jahrbücher

Herausgeber Dr. Walther Schotte
Band 206, Heft 1 Oktober 1926

Aus dem Inhalt:

Emil Daniels: Die politische Vorgeschichte des Krieges von 1859.

Albrecht Schaeffer: Bibel-Üebersetzung.

Louis Lewin: Der Tod des Papstes Alexander VI.

Edgar Pröbster: Tunisiaca.

Karl Jaeger: Zeitungswissenschaft.

Hans Ponfick: Landwirtschaft, Bodenständigkeit und Erbrecht.

Frieda Port: Ein Brief Heinrich von Treitschkes an Hermann Lingg.

Preis pro Heft 2.— Goldmark

Berlin NW 7

Georg Stille

Gelehrten mit ihm wenig beschäftigt. Eine deutsche Uebersetzung des riesigen Werkes gab es bisher überhaupt nicht, und es ist daher unverständlicherweise fast ganz unbekannt; selbst der Altphilologe kennt es meist nur dem Namen nach. Das wird nun durch Thassilo v. Scheffer anders werden. Was bisher vorliegt (2 Lieferungen, die den 1.—5. Gesang enthalten), zeigt schon, daß eine große und ungeheure Arbeit hier mustergültig geleistet wird, daß ein wissenschaftlich sehr hoch stehendes Werk im Entstehen begriffen ist. Thassilo v. Scheffer ist nicht nur Gelehrter, er ist auch selbst Dichter. Das erwies er schon durch seine vorzügliche Homerübersetzung, das erweist er noch viel mehr in dieser viel schwierigeren Uebersetzung des Nonnos, die außerordentlich geschmackvoll und formvollendet sich darbietet und leicht und flüssig lesbar ist.

Hier eine Probe der Uebersetzung (aus dem 5. Gesange):

Aktaion ist zur Strafe dafür, daß er Artemis im Bade belauschen wollte, in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerrissen worden. Seine Eltern suchen ihn, erkennen aber seinen Leichnam nicht, da sie von der Verwandlung nichts wissen:

Und Autonos zog mit Aristaios, dem Gatten,
wandernd davon, die trügenden Reste des
Leichnams zu suchen.
Denn wohl sah sie den Sohn, doch kannte ihn
nicht, denn sie schaute
einen schlanken Hirsch und nicht ein mensch-
liches Antlitz.
Oft ging sie vorbei an des trügenden Hirschens
Gebeinen,
der da am Boden lag, und erkannte ihn nicht;
denn ihr Auge
suchte ja ihr ermordetes Kind in menschlichem
Leibe.
Tadeln kann ich sie nicht, die arme Autonoe:
fremde
Reste des Kindes sah sie und konnte im tierischen
Rachen
nicht sein Antlitz vermuten und nicht die Rundung
der Wangen,
faßte das Horn und kannte doch nicht die
Schläfe des Sohnes.
Schlanke Beine fand sie und sah nicht mensch-
liche Sohlen,
schlanke Beine sah sie anstatt der runden
Sandalen.
Tadeln kann ich sie nicht, die arme Autonoe;
sah sie
doch nicht menschliche Augen des Hingeschwun-
denen, schaute
keines Menschenleibes Gestalt und konnte un-
möglich
wiedererkennen des Sohnes Kinn mit dem
rötlichen Flaumhaar.
Schweifenden Fußes durchstrich sie den Grat
der waldigen Berge

über den schroffen Rücken der unzugänglichen Höhe, schuhlos, die Kleider gelöst. Nach all den Qualen der Wand'ring kehrte sie wieder nach Haus, und da ihr Suchen erfolglos, schloß sie voll Gram erst spät mit dem unglückseligen Gatten.

Das Werk ist hervorragend schön auf eigens angefertigtem Papier gedruckt (in Quartformat). Es wäre nur zu wünschen, daß dieses große Unternehmen genügend Unterstützung findet, so daß es fortgesetzt und zu glücklichem Ende geführt werden kann.

Bruno Wilm

Hans Heinrich Ehrler: *Die Reise in die Heimat*. Verlag Kösel & Pustet, München 1926.

Dieses Buch, aus reinen Quellen geboren und mit wehmütig-heiterer Liebe geschrieben, wird dennoch für viele seiner Leser eine leise Enttäuschung sein. Sicher liegt das weniger an etwa mangelnden Gaben des Dichters, als an dem aufdringlichen Gegensatz, in dem es zu unserer Zeit steht, die hart, bewußt und illusionslos sich an die Bewältigung von Problemen heranmacht, von denen dieses Buch nichts weiß. Was hier erzählt wird in etwas merkwürdiger und ganz aufs Stimmungshafte gestellter Art, ohne eigentliche Entwicklung und beinahe ganz ohne Handlung, ist eine romantisch-wehmütige Erinnerung eines gereiften Mannes in seine Heimat Mergentheim, in die der Alternde nach langer Fahrt zurückkehrt. Aber trotz vieler lyrischer Schönheiten fällt es doch schwer, sich in das Buch hineinzufühlen — es sind zu wenig Bindungen zu dem Menschen von heute, ja man möchte behaupten, daß die Erzählung zu weichlich ist, um zu packen, und zu belanglos, um zu ergreifen.

Wolfgang Federau

Johann Heinrich Voß: *„Idylle“*. Verlag Stillersche Hofbuchhandlung, Stettin.

Der 100. Todestag des Dichters der „Luise“ im März d. J. hat die Augen der Gegenwart erneut auf das unvergängliche Werk des großen Homerübersetzers und Idyllikers gerichtet. Es ist daher zu begrüßen, daß der Stillersche Verlag es unternimmt,

Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112

Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

566]

Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig

Langfuhr

Zoppot

Roeckl-Handschuhe

567



Weltmarke

DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift

403]

für

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis vierteljährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender

— fremder Währung —

Man verlange Probenummer.

Aeltere Nummern zu dem Sonderpreis von 60 Pfg.

Verlag „Deutscher Bote“
Harder & de Voss, Hamburg 1.

auch die weniger bekannten Idyllen des Meisters, so „Die Leibeigenen“, „Die Erleichterten“ und „Die Freigelassenen“, ferner zwei plattdeutsche Idyllen zu einem geschmackvollen Bande zusammenzustellen, der sorgsam gedruckt ist und in dem berühmten „Siebzigsten Geburtstag“ schön ausklingt. Es wäre zu wünschen, daß recht Viele aus der überhasteten Gegenwart in stillen Stunden zurückfinden zu der reinen, anspruchslosen und doch höchste künstlerische Vollendung in sich bergenden Kunst des Johann Heinrich Voß.

Hans Gäßgen

„Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf“. Verlag Hermann Klemm, A.-G., Berlin-Grünwald.

Johannes Richter ist es gelungen, die Briefe Friedrichs des Großen an seinen Kammerdiener, der zu den Vertrauten des Königs und zu den einflußreichsten Persönlichkeiten am Berliner Hofe zählte, in einem thüringischen Schlosse aufzufinden. In einem umfänglichen, mit mehreren Abbildungen und Brief-Faksimiles geschmückten, sehr gut ausgestatteten Bande werden diese für die Kenntnis Friedrichs hoch bedeutsamen Dokumente nun der Öffentlichkeit unterbreitet. Die Gestalt des Königs wirkt selten so unmittelbar, wie in diesen, schon durch die ungemein „souveräne“ Behandlung der Rechtschreibung (wie der Herausgeber sich ausdrückt) bemerkenswerten Briefen. Man wird, hat man dieses Buch gelesen und erlebt, dem, dem Werke vorangestellten Anspruch D'Alemberts Recht geben: „Man kennt diesen König allein durch seine Taten, die Geschichte wird sie nicht verschweigen, aber, was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht“.

Hans Gäßgen

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen

[338]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt autrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der
Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung

LODZ, Petrikauer Straße 86

Möglichkeiten des Lebens als seltsame Beute nach Hause trägt. In dem ersten Teile „Land Irgendwo“ bemüht er sich mit Erfolg, die eigenartigen Uebergänge zwischen Traum und Wirklichkeit zu gestalten, und so entstehen drei oder vier Erzählungen, die an das Beste erinnern, was im Zeitalter der Romantik in Deutschland geschrieben worden ist, die zu Eichendorff und zu E. T. A. Hoffmann in naher Verwandtschaft stehen. Der zweite Teil „Käuze“ erzählt in amüsanten und dennoch zuweilen ergreifender Art von der Tragikomödie einiger Sonderlinge, wie sie die Alltäglichkeit unseres nüchternen Daseins manchmal beleben — und halb lächerlich, halb tragisch — mit gravitatischen Schritten durch unser so sehr reales Leben gehen, um früher oder später an ihm zu zerbrechen. — Im Ganzen also ein tüchtiges Buch, das ebenso sehr unterhält und fesselt, wie anregt und zum Nachdenken reizt.

Wolfgang Seder au

„Die Briefe des jungen Goethe“. Insel-Verlag, Leipzig.

Im Rahmen der „Vier-Mark-Bücher“ des Insel-Verlags gibt Gustav Roethe „Die Briefe des jungen Goethe“ in einem schönen, geschmackvollen Leinenbände heraus. Die trefflich eingeleitete Neuausgabe dieser unvergänglichen Briefdokumente wird die Zahl ihrer Leser gewiß bedeutsam steigern und sie vielen, die sie bislang nicht kannten, zu dem werden lassen, was sie den meisten der Gebildeten sind und bleiben: Beglückung und Bereicherung des Besten in uns.

Hans Gäßgen

Amalthea-Almanach 1927. Mitte September gibt der Amalthea-Verlag anlässlich seines 10-jährigen Bestehens einen geistig, künstlerisch und technisch besonders wertvollen Jubiläums-Almanach heraus. Der mit einem prachtvollen farbigen Lichtdruck, einer Originallithographie von O. Larsen und 32 schwarz-weißen Bildtafeln geschnückte Band enthält u. a. Originalbeiträge von Hermann Hesse, Prof. E. Ermatinger (Zürich), H. Mühlestein, Reg.-Rat Dr. Reichel (Albertina, Wien), Prof. Steinmann (Rom), Min.-Rat K. Kobald (Wien) usw. Ferner



Reisegespräch des Königs Friedrich II. von Preußen im Jahre 1779

Mit einem Vorwort von

F. v. Goek und Schwanensief

65 Seiten, geh. RM. 2. —

eleg. Ganzlbd. RM. 3. —

Wir sehen den großen König vor uns als Greis, gebückt unter der Last der Jahre, die seinem Lande schwere Gefahren und dauernde Kämpfe gebracht hatten. Siegreich hat er eine Welt von Feinden überwunden. Jetzt im Alter bleibt ihm die Zeit, sein Land zu besuchen, dem die Segnungen des Friedens zuteil geworden sind. Er verläßt sich nicht auf schriftliche Eingaben und auf die Berichte seiner Beamten — er überzeugt sich selbst. Sein durchdringendes Auge sieht den Erfolg der Verbesserungen — sieht auch, was noch fehlt und was noch geschaffen werden kann. Kurz und bestimmt sind seine Anordnungen, seine Fragen treffen den Kernpunkt. Dazwischen köstlicher Humor. — Wohlwollen und Fürsorge, besonders für seine alten Krieger. Die schlankte nervige Herrscherhand hält statt des Degens den Kruckstock, auf den sich der gebeugte Körper stützen muß. Aber in leuchtender Klarheit beherrscht sein Geist die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Mehr denn je leuchtet heute einem jeden, der von echter Vaterlandsliebe beseelt ist, Friedrich des Großen Bild.

Verlag Georg Stilke,
Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65

erscheinen Abschnitte aus Werken, die der Amalthea-Verlag für Weihnachten 1926 vorbereitet.

Von Wandern und Bleiben. Eine Reihe von acht vielfarbigen Postkarten aus dem Wanderleben. Preis 80 Pf. Verband für Deutsche Jugendherbergen, Verlags-Abteilung, Hülchenbach in Westfalen.

Der bekannte Maler Amtsberg hat ernste und heitere Bilder aus dem Jugendherbergswerk geschaffen, die bei allen Wanderfreunden Anerkennung finden werden. Die unter den Bildern angeführten Volkslieder geben die verschiedenen Stimmungen trefflich wieder. Die Karten verdienen weiteste Verbreitung und sollten von allen Wanderern recht ausgiebig benutzt werden, zumal der Ertrag dem der gesamten wandernden Jugend dienenden Jugendherbergswerk zugute kommt.

Roland Betsch: Der Chineser. Aus der Sammlung „Das Tor“ des Verlages Köfel & Pustet, München.

Eine kleine, zarte und lebenswürdige Novelle, in der der Dichter, dieser Freund des Phantastischen und Besonderen, das Erlebnis eines Krüppels, eines Buckligen, schildert, der in einem merkwürdigen Dämmerzustand dem wunderbarlich graziösen Liebespiel einer Rokoko-Dame und eines grausamen Chinesen zuschaut, dem in diesem der Wirklichkeit entrückten Zustande erstmalig — einmalig — das beseligende Erlebnis fraulicher Liebe und Zärtlichkeit zuteil wird. Aufwachend zu realem Sein, findet er das holde Bild seiner Träume in einer kostbaren Porzellanfigur wieder, die er fortan als sein köstlichstes Gut wahr, das ihm die Sehnsucht gibt und damit die Kraft zum Leben.

Wolfgang Federau

Pierre und Jeannette. — Wasko. Zwei Novellen von Friedrich

Bethge. Nationale Druckerei- und Verlagsgenossenschaft, Schlawa in Pommern.

Wie diese Novellen unter starkem Stimmungszwange geschrieben sind, so zwingen sie auch den Leser in ihren Bann. Eine Sprache, die an den Stil alter Legenden erinnert, in der aber jeder Satz schwer ist von seelischem Gehalt, erhebt die geschilderten Vorgänge in das Reich zeitloser Poesie und knüpft sie an ewige Gesetze. Es ist eine Dichterkraft am Werke, die herb, knapp und starker Empfindung voll, eher einen blühenden Zweig kappen als einen einzigen Sprößling zwecklos wuchern lassen würde. — Die Ausstattung ist bescheiden, aber sonst tadellos. Nicht leicht wird man für so billigen Preis ein Wertstück von so hohem Rang seiner Bücherreihe einverleiben können.

Marie Gerbrandt

Größeren Umsatz

im deutschen Osten erzielen
Sie durch Insertion in den

Ostdeutschen Monatsheften

HAG

Ich verordne seit vielen Jahren, besonders bei den nach dem Kriege häufig auftretenden nervösen Herzstörungen mit sehr gutem Erfolg den coffeinfreien Kaffee Hag. Die Patienten, die anfangs mit großem Mißtrauen dem Kaffee Hag begegnen, sind von der beruhigenden Wirkung beglückt.

Dr. med. Kamper, Duisburg

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

I. Jahrg. Oktober 1926 Nr. I

Anverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Margret Heuser: Gedichte	617
Dr. Otto Brattskoven: Die Mosaikbildkunst der Gegenwart, mit Bildern	618
Carl Meißner: Vom Wesen der Marionetten, mit Bildern	625
Hans von Hülsen: Zwei Gefänge aus dem Epos „Peter Camin“	636
Arthur Ernst Rutra: Besuch	648
Alfred Manns: Der alte Lehnstuhl	656
Georg Lichey: Der Mann mit den zwei Frauen	666
Dr. Werner Mahrholz: Brief eines Haupt- städtlers an einen Herrn im Osten	676
Dr. Eduard Scharrer: Ostdeutsche Köpfe	683
Paul Bsch: Nadja und Bianca	686

Rundschau:

Wolfgang Federau: E. T. A. Hoffmann und der Artushof	690
Dr. Gotthold Frotzcher: Ein Danziger Kan- toren- und Organistenpiegel vom Ende des 18. Jahrhunderts	694
Fritz Rudnig: Die Sommerspielzeit des Königsberger Schauspielhauses	698
Will Scheller: Hans von Hülsen	700
Dr. Eduard Scharrer: Geschichte der Meininger Herbert Lipp: Walther Rithack-Stahn	702
Dr. H. Strunk: Im Dienste der Wahrheit	705
Bruno Wilm: Die Vitauerfrage	708
Gesellschaft der Freunde des Niecksch-Archivs	708
Buchbesprechungen	709–716

Nachdruck und Nachbildung verboten

(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27

Berlin NW 1, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:

Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2

Telefon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“

kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post
oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ost-
preußen durch Gräfe & Anzer, Königsberg i. Pr.,
Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm,
Reval, für Lettland durch Gustav Löffler, Riga.

Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Gold-
mark, für Danzig 1.60 Gulden.

Dresdner Bank
in
Danzig
Langermarkt 12/13

557]

Commerz-u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14

*

Telegrammadresse: Hanseatic

Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

572]

Danziger Bank für Handel und Gewerbe

Aktiengesellschaft

Langermarkt 30

mit

Depositenkasse Zoppot

Markt 3

570]



Aktienkapital und Reserven

G. 2 000 000.—



Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte

KONRAD HANF, HAMBURG 8

Buch- und Offsetdruck



Für Handel- und Industrie:

Kataloge

Prospekte

Plakate

Flugblätter



Für den Verlag:

**Bildreiche Werke, Zeitschriften
in Ein- und Mehrfarbendruck**

Bestellen Sie das vor kurzem erschienene Werk von
Geheimrat Dr. A. Miethe:

„Die Dame mit der Kamera“.

Das Buch wird Ihnen ein unentbehrlicher Führer und Berater sein, wenn Sie sich mit Amateur-Photographie beschäftigen oder beabsichtigen, dies zu tun. Der Verfasser des kleinen Werchens ist eine weltbekannte Autorität auf dem Gebiete der Photographie. Das Buch enthält reiches Abbildungsmaterial und kostet broschiert 4 M., in Leinen gebunden 5 M.

Georg Stille, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 7.

An den deutschen Adel

Politische Betrachtungen
zur Zeitgeschichte

von

**Rochus
Freiherr v. Rheinbaben**

*

Verlag:

**Georg Stille, Berlin NW 7
Dorotheenstraße 65**

87 Seiten

in Halbleinen gebunden

RM. 2.50

*

Diese Schrift richtet sich an den deutschen Adel, doch gilt sie allen, die sich zur Führerschaft in Deutschland berufen fühlen, allen, die verpflichtet und fähig sind, geistig mitzuarbeiten an dem Geschick Deutschlands. In knappen Sätzen gibt der Verfasser an Hand geschichtlicher Tatsachen die Entwicklung der geistig-politischen Ideen in Europa und weist auf zwei große Strömungen in der europäischen Geschichte hin: auf dem Gebiete der Humanität in fortschreitendem Maße an Stelle brutaler Gewalt das Recht zu setzen und auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaft das einigende Moment immer stärker hervortreten zu lassen. Man erkennt, daß die deutsche Politik der letzten Jahre, die Rheinbaben in scharfen Umrissen zeichnet, in der Linie dieser geschichtlichen Entwicklung liegt und, so unvollkommen die Ergebnisse von Vercarno und London auch sein mögen, in ihrer Richtung doch die Erfüllung alter politischer Völkertäume zu suchen ist.

Danziger Rechtsbibliothek

Die Gesetze der Freien Stadt Danzig

Herausgegeben von

Geh. Oberjustizrat Dr. Crusen

Präsident des Obergerichts der Freien Stadt Danzig

Soeben erschienen:

Nr. 2: Gerichtskostengesetze und Gebührenordnungen

von Rechnungsrevisor Kurt Schulz

169 Seiten, geb. RM 5.— oder D.G. 6.—

Nr. 3: Das Danziger Aufwertungsgesetz

von Obergerichtsrat Dr. Reiß

94 Seiten, geb. RM 4.— oder D.G. 5.—

Nr. 4: Danziger Mietrecht

von Landgerichtsrat Dr. Meyer

geb. RM 6.— oder D.G. 7.50

Nr. 5: Das Danziger Steuergrundgesetz

von Oberregierungsrat Dr. Gallasch

256 Seiten, geb. RM 8.— oder D.G. 10.—

In Vorbereitung befinden sich folgende Nummern:

Nr. 1: Wegweiser durch das in Danzig geltende Recht

von Obergerichtsrat Kettlitz

Nr. 6: Gerichtsverfassungsgesetz

von Obergerichtsrat Dr. Voigt

Im Gebiet der Freien Stadt Danzig gilt das deutsche Recht in der am 10. Januar 1920 gültigen Fassung, jedoch mit vielen Veränderungen und Einschränkungen. Die Feststellung der im Staatsgebiete anzuwendenden Vorschriften ist für den in Danzig tätigen Richter, Beamten, Anwalt und Geschäftsmann schwierig und zeitraubend, für den außerhalb wirkenden kaum möglich, weil nur für wenige Gesetze authentische Texte vorhanden sind. Diesem Mangel wird die „Danziger Rechtsbibliothek“ abhelfen, indem sie von den wichtigsten Gesetzen korrekte Ausgaben des in Danzig geltenden Textes, zu einzelnen auch kurze Erläuterungen bringt. Die Tätigkeit des Herausgebers hat der Präsident des Obergerichts der Freien Stadt Danzig übernommen, für die Bearbeitung der einzelnen Materien ist die Mitwirkung hervorragender Mitglieder des Senats, der Richterschaft und der Anwaltschaft der Freien Stadt gesichert.

Verlag Georg Stilke, Danzig-Berlin

Auslieferung für Freistaat Danzig:

Danzig, Langgasse 27

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur
Zeitschrift des Deutschen Eichendorff-Bundes

Schriftleitung: Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Kofch,
Graz (Oesterreich), Waldhof an der Ries

**Älteste und einzige Zeitschrift der Romantik
im deutschen Vaterland**

9. Jahrgang, 1. Heft Oktober 1926:

Otto Michaeli, Ein Tröpflein Del

Ludwig Bäte, Danzig

August Gebhard, Gedichte

Wilhelm Kofch, Der Rembrandtdeutsche

Georg Scheurlin, In dem Menschenauge

Karoline Pichler, Der schwarze Friß

Gustav Renner, Julius Havemann, zu seinem 60. Geburtstag

Julius Havemann, Gedichte

Jakob Böhme, Spruch

Max Spindler, Bayern und die Bismarckische Reichsgründung

Wilhelm Kofch, Erzählliteratur

M. L. Ropmann, St. Georg

J. P. Hebel, Aus dem Schacklöfflein des rheinischen Hausfreund

Mitteilungen des Deutschen Eichendorff-Bundes

3 Kunstbeilagen

Heftpreis 1.— Mk.

Verlag Lothar Schütte, Michach bei Augsburg

Gewissen

Das nationalpolitische Kampfblatt der jungkonservativen Bewegung

Das „Gewissen“ hat zur Aufgabe: innerhalb der führenden Oberschicht den Geist und den Willen zu entwickeln zu einer nationalen Politik und zur Wahrung der Unabhängigkeit der Staatsführung von Massengeist und Massenherrschaft. Es hat zur Aufgabe die Pflege konservativer Gedanken, die Durchdringung der deutschen Volkstumbewegung mit politischem Geist, die Abwehr artfremder Einwirkungen, den politischen Kampf um die Einung unseres Volkes über Parteien und Klassen, Weltanschauungen und Konfessionen hinweg durch eine Führung, die das Gewissen der Nation durch ihr Wirken und Tun bestätigt.

Mitarbeiter:

Heinrich von Gleichen / Walther Schotte / Heinz Brauweiler
Max Hilbert Boehm / Martin Spahn / Hans Schwarz
Karl Hoffmann / Hans Meydenbauer / Fritz Hesse / Werner
Wirths / Harald von Rautensfeld / Rolf Schierenberg / Kurt
Ziesche / Ernst Kriek / Paul Ernst / Franz Schauwecker
Harald Laeuen / Hans Grimm / Walther Schulz / Friedrich
Tobler / Edgar Pröbster / Hans F. Helmolt / Willi Klawitter
Ernst Tieffen / Erich Brod / Erich Lienthal / Karl
Bleibtreu / Emmy Voigtländer / J. von Hegküll / Wilhelm
Büffelberg / Hermann Lufft / Hans Nagel / Alfons Hugle
Friedrich Solger / Friedrich Karl von Zikewitz-Kottow / Gustav
Steinbömer / Annalise Schmidt / Ernst Jünger / Heinrich
Rogge / Helmut von den Steinen / Hans Risler / Otto
Strasser / Edgar Stahff / Karl Brill / Clemens
von Mirbach / Hans Siegfried Weber / Elisabeth Giewert
Hugo Schlüter / Hans F. K. Günther / Ernst H. Fischer

Schriftleitung: Hanns F. Frosch

Probeabonnement für einen Monat kostenlos durch den

Ring-Verlag, Berlin W. 30

Technische Hochschule Danzig

Die Einschreibungen für das Wintersemester 1926/27 finden in der Zeit vom 20. September bis zum 30. Oktober 1926 statt. Angehörige fremder Staaten (außer Deutschland und Polen) haben Aufnahmege-suche 4 Wochen vor Beginn der Einschreibefrist einzureichen. Beginn der Vorlesungen gegen den 26. Oktober 1926. Programmversendung gegen Einsendung von 1 Danziger Gulden außer Porto. (1 Reichsmark einschl. Porto). Anrechnungen von Semestern und Prüfungen an deutschen Hochschulen unverändert wie bisher.

[647]

UT-Lichtspiele



DANZIG

am Hauptbahnhof

Gute Musik

Erste
Künstler

Vorführung
4, 6, 8 Uhr

Danzigs größtes und vornehmstes Lichtspieltheater :: Ur- und Erstaufführungen von Filmen neuester Produktion Die UT-LICHTSPIELE gehören zum Theater-Konzern der Universum-Film-Aktiengesellschaft „Ufa“ Berlin, die über rund 120 Theater, mit ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

AUGUST MOMBER G. M. B. H.

Gegründ.
1836

Danzig, Dominikswall 9-10

Fernspr.:
123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche + Klubmöbel
Gardinen + Innendekorationen
Betteinrichtungen + Leinenwaren

[574]

Einziges Spezialhaus am Platze

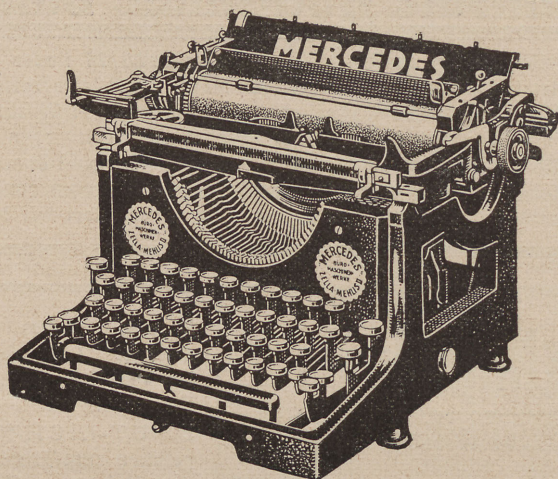
J. J. BERGER AKT.-GES.

Danzig, Hundegasse 59

578

Fabrik der beliebten „DREIRING“-Haus- und -Toiletteseifen und -Seifenpulver

Die deutsche Weltmarke



★
 Fördern Sie
 unsere
 Werbeschrift
 3056
 ★

★
 Verlangen Sie
 kostenlose
 Vorführung
 ★

[625]

MERCEDES-BÜROMASCHINEN-WERKE
 ZELLA-MEHLIS in Thüringen

LUDWIG RÖHRSCHEID

BUCHHANDLUNG · KUNSTHANDLUNG · ANTIQUARIAT

BONN, AM HOF 28 Gegründet im Jahre 1818 FILIALE TRIER
 FERNSPR. NR. 723 Älteste Firma am Platze BRÜCKEN-STR. 13
Großes Lager aller wichtigen Neuerscheinungen

Besonders gepflegte Wissensgebiete:

**Medizin · Philologie · Jus · Volkswirtschaft · Kunst · Literatur
 Politik · Geschichte**

Unverbindliche Ansichtsendung nach auswärts
 Einrichtung von Volksbibliotheken · Fachmännische Beratung
 Auf Wunsch werden kostenlos verschickt:

Das
 Antiquariat
 umfaßt zirka
 100 000 Bände
 der gesamten
 Weltliteratur

Katalog	143: Theologie
„ 148 u. 149:	Naturwissenschaften
„	150: Rheinische Heimatkunde
„	151: Klassische Sprach- wissenschaft
„	152: Neuere Sprachwissen- schaft
„	153: Orientalia

Ankauf ganzer
 Bibliotheken
 Reiches Lager
 an
 Kunstdrucken
 und Originalen

Verlangen Sie meine MONATSBERICHTE „EINST UND JETZT“
 und meinen WEIHNACHTSKATALOG (über 3000 Titel)

Adler-Apotheke

Oliva, Am Schlossgarten 12

Telephon Nr. 69



[620]

H. Geißler

Walter Frommann

Fleischermeister

Oliva, Markt 2 :: Telefon 5



[622]

Feinste Fleisch-, Wurst-
und Aufschnittwaren

Ostseebad Zoppot

Die nordische Riviera

Herrliche Natur * Mildes Klima

Hochelegantes Kurleben

Moderne Seebadeanstalten

Warmbad mit sämtlichen medi-
zinischen Bädern u. Inhalatorium

Trinkkuren nach Original
Kissingen und Reichenhall

Kasino mit Roulette u. Baccara

Künstlerische Kurgartenkonzerte

Reichhalt. Vergnügungsprogramm

487]

Die Badekommission

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

[568]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

Soeben erschienen:

Das Werden in der Weltwirtschaft

Beiträge von M. J. Bonn / F. Demuth
P. Eltzbacher / F. Eulenburg / J. Hirsch
G. Martius / M. Palyi / W. Prion
J.W.Reichert / W.Schöcking / E.Tiessen

Herausgegeben von der

Industrie- und Handelskammer zu Berlin

Mit einem Geleitwort von

Franz von Mendelssohn

Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Berlin

287 S., geh. RM 6.—, in Ganzl. geb. m. Umschlaggoldprägdruck RM 8.50

Der Industrie- und Handelskammer zu Berlin erschien es geboten, eine sachliche Prüfung der Frage eintreten zu lassen, wie weit die Wiederanknüpfung der überstaatlichen Beziehungen nach Kriegsende gediehen sei. Zu diesem Zwecke ließ sie durch namhafte Wirtschaftsführer eine Untersuchung dieser wichtigen Probleme vornehmen, deren Ergebnisse in diesem Werke gesammelt sind.

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7

Vor kurzem erschien:

Sport • Wirtschaft • Volksgesundheit

von

Dr. Th. Lewald

Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Deutschen Reichsausschusses f. Leibesübungen

geheftet 80 R-Pfennig

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7

Schloß-Hotel und Café in Oliva

(neben der Post, vis-à-vis dem Schloßgarten) Telephon: 35

Täglich:

Künstlerkonzert und Tanz

Gute warme Küche bis 2 Uhr

nachts — — Billige Preise

Probierstube à la Aschinger,

sämtliche Speisen u. Getränke

je 0,20 G. Billiger Flaschen-

verkauf außer dem Hause

Hochelegante Terrasse

Bis 4 Uhr nachts geöffnet

F. Zühlke

[500]

Wilhelm Bodtke

Fleischermeister

ZOPPOT,

Danziger Straße 3
und Markt 2

Tel.: 38

Tel.: 38

WURSTWAREN

nach pommerscher
und thüringer Art

[577]

M. A. Hasse Nachf., Danzig

Zigarren- und Tabak-Fabriken

Kontor: Altstädtischer Graben 4/6. — Telefon 856

Fabrikation: Weidengasse 35/8, Tor 4 (Gewehrfabrik)

Telefon 5514

[501]

Gegründet 1894

CARL FIERKE

Gegründet 1894

OLIVA, Danziger Straße 10-11

Fernsprecher 56

[628]

HOLZ- UND KOHLEN-HANDLUNG

BAU-MATERIALIEN

Fuhrwerks-Wage am Platze

Möbel-Fabrik **H. Scheffler** Kunsttischlerei

gegr. 1876 **DANZIG** gegr. 1876

Preiswerte Wohnungs-Einrichtungen
in großer Auswahl

Fernruf 614
und 5762

Fabrik und Ausstellungsräume: Am Holzraum 3—4

[516]
Fernruf 614
und 5762

Paul Radtke

Pelzwaren-Mode-Haus

Gr. Wollwebergasse 11 **Danzig** (Parterre und I. Etage)

Telefon 1914

[569]

Pelzwaren

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen

gegr.  1864

Optische Höchstleistung
Handlichstes Format!

Das sind die Kennzeichen der
hochwertigen **Taschenprismengläser**

Theatis u. Tourix

3 1/2, 5, 6 und 8 fache Vergrößerung,
für Theater, Sport, Reise und Jagd!

Durch das patentierte Moeller-Dach-
kantprisma mit Ersparnis von 2 Glas-
flächen im Strahlendurchgang wird
eine bisher unerreichte Lichtstärke
erzielt.

Druckschriften kostenlos

Verkauf durch Fachgeschäfte

J. D. Moeller, G. m. b. H.

Optische Werke, Wedel b. Hamburg



Auskunft

in allen

Reise- und Verkehrs-

Angelegenheiten

erteilt die

Danziger

Verkehrszentrale E. V.

Fernsprecher 107

Stadtgraben 6

*

Besorgung von Sichtvermerken

[542]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

1. Jahrg. November 1926 Nr. 8

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

Seite

Oberpräsident v. Bülow: Die Entstehung der preussischen Provinz Grenzmark Posen- Westpreußen, mit Bildern	717
Werner Köhler: Fahrten in der südlichen Grenzmark Posen-Westpreußen, m. Bildern	733
Franz Lütke: Meine Grenzmark	743
Provincial-Konservator Dr. Schmid: Das Kloster Paradies, mit Bildern	751
Dr. Franz Lütke: Ein grenzmärkischer Glas- maler, mit Bildern	759
Geheimrat Prof. Dr. Franz Schmidt: Bil- dungsnot der Grenzmark	767
Franz Lütke: Seen der Grenzmark	776
Paul Dahms: Mit bunter Fuhre	777
Franz Mahlke: Der wandernde Niderturm	789
Paul Dahms: Ostmärkische Seen	791
Franz Mahlke: Im Neft	793

Rundschau:

Oberstudiendirektor Becker: Bilder aus Ver- gangenheit und Gegenwart des Nehe- gaus	795
Paul Lastowsky: Dichter des Posener Landes	801
Paul Lastowsky: Theodor Krausbauer †	808
Paul Lastowsky: Der Nehekreis	810

Buchbesprechungen . 811–825

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig, Langgasse 22
Berlin NW 1, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2
Telefon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post
oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ost-
preußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.,
Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm,
Reval, für Lettland durch Gustav Köppler, Riga.
Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Gold-
mark, für Danzig 1.60 Gulden.

Dresdner Bank in Danzig Langermarkt 12/13

557]

Commerz-u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14

*

Telegrammadresse: Hanseatic

Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

572]

Danziger Bank für Handel und Gewerbe

Aktiengesellschaft

Langermarkt 30

mit

Depositenkasse Zoppot

Markt 3

570]



Aktienkapital und Reserven

G. 2 000 000.—



Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte

Eisenschmidt's Buch- und Landkartenhandlung

Amtliche Hauptvertriebsstelle des Reichsamts für Landesaufnahme



Berlin NW 7, Dorotheenstraße 60



Werke aus allen Gebieten des Wissens sowie die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur werden stets vorrätig gehalten, fehlende schnellstens besorgt.



Klassiker, Romane, Tagebücher,
Briefe, Erinnerungen, Militär-
literatur, Geschichte, Politik,
Reisen, Länder- und Völker-
kunde, Landwirtschaft, Gartenbau

Sämtliche amtlichen Karten der
Landesaufnahme sowie General-
stabskarten aller europäischen
Länder. Automobil-, Radfahrer-,
Flugstrecken- und Wanderkarten

Alumnat „Landshoff-Stiftung“ in Schwerin a. W.

nimmt Schüler der Realschule und Aufbauschule auf * Billiger Pensionspreis * Beste Verpflegung * Feste Arbeitsstunden unter Aufsicht * Schöne Lage in ländlicher Umgebung.

===== Anstaltsordnung durch den Alumnatsleiter. =====

651]

UT-Lichtspiele



DANZIG

am Hauptbahnhof

Gute Musik

Erste
Künstler

Vorführung
4, 6, 8 Uhr

Danzigs größtes und vornehmstes Lichtspieltheater :: Ur- und Erstaufführungen von Filmen neuester Produktion Die UT-LICHTSPIELE gehören zum Theater-Konzern der Universum-Film-Aktiengesellschaft „Ufa“ Berlin, die über rund 120 Theater, mit ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

AUGUST MOMBER G.M. B. H.

Gegründ. 1836 Danzig, Dominikswall 9-10 Fernspr.: 123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche + Klubmöbel
Gardinen + Innendekorationen
Betteinrichtungen + Leinenwaren

[574

Einziges Spezialhaus am Platze

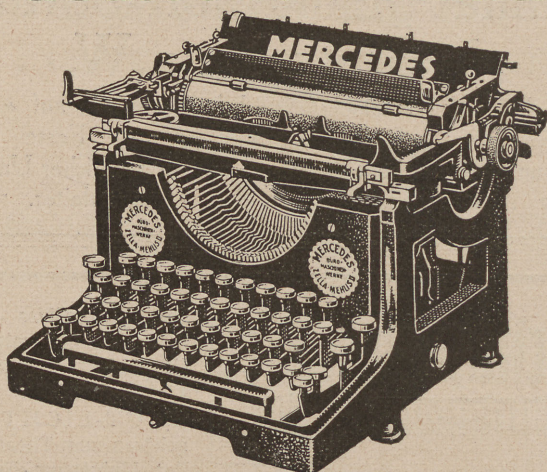
J. J. BERGER AKT.-GES.

Danzig, Hundegasse 59

578

Fabrik der beliebten „DREIRING“-Haus- und -Toiletteseifen und -Seifenpulver

Die deutsche Weltmarke



★
 Fordern Sie
 unsere
 Werbeschrift
 3056
 ★

★
 Verlangen Sie
 kostenlose
 Vorführung
 ★

[625]

MERCEDES-BÜROMASCHINEN-WERKE
 ZELLA-MEHLIS in Thüringen

LUDWIG RÖHRSCHEID

BUCHHANDLUNG · KUNSTHANDLUNG · ANTIQUARIAT

BONN, AM HOF 28 Gegründet im Jahre 1818 FILIALE TRIER
 FERNSPR. NR. 723 Älteste Firma am Platze BRÜCKEN-STR. 13
 Großes Lager aller wichtigen Neuerscheinungen

Besonders gepflegte Wissensgebiete:

Medizin · Philologie · Jus · Volkswirtschaft · Kunst · Literatur
 Politik · Geschichte

Unverbindliche Ansichtsendung nach auswärts
 Einrichtung von Volksbibliotheken · Fachmännische Beratung

Auf Wunsch werden kostenlos verschickt:

Das
 Antiquariat
 umfaßt zirka
 100 000 Bände
 der gesamten
 Weltliteratur

Katalog	143: Theologie
„ 148 u.	149: Naturwissenschaften
„	150: Rheinische Heimatkunde
„	151: Klassische Sprachwissenschaft
„	152: Neuere Sprachwissenschaft
„	153: Orientalia

Ankauf ganzer
 Bibliotheken
 Reiches Lager
 an
 Kunstdrucken
 und Originalen

Verlangen Sie meine MONATSBERICHTE „EINST UND JETZT“
 und meinen WEIHNACHTSKATALOG (über 3000 Titel)

Preussisch-Süddeutsche 254. Klassen-Lotterie

Zur II. Klasse, Ziehung 12. und 13. November, empfehle

$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Lose
6.— RM.	12.— RM.	24.— RM.	48.— RM.	

STILKE, Lotterie-Einnehmer,

Berlin W8, Unter den Linden 14

Postscheck Berlin 31 110.

WILH. ZIEMER, G. M. B. H.

Liköre

KÖNIGSBERG I. Pr.

*

STEINDAMM 119/121

Der Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“

ist in Angelegenheit der Zeitschrift jeden Donnerstag zwischen 11 und 1 Uhr vormittags im Büro der neu eröffneten Buchhandlung Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27, zu sprechen (Telefon 5169). Die Ostdeutschen Monatshefte sind von nun ab sowohl hier wie im Zweiggeschäft Buchhandlung Stilke, Langfuhr, Hauptstrasse 8 (Telefon 41182) zu haben und zu abonnieren. Die Anzeigenverwaltung untersteht wie bisher Herrn Obers. Weinlig

Die Anzeigen für den Freistaat Danzig werden von der Anzeigenabteilung der Ostdeutschen Monatshefte, Oliva bei Danzig, Schefflerstrasse 2, Tel. Oliva 148, erledigt. Zahlungen aus dem Freistaat bitte dorthin zu richten.

Anzeigen für Elbst durch Georg Krause, Springgasse 4, für Brandenburg durch Hans Wättnier, Charlottenburg, Havelstrasse 7, für Norddeutschland durch Arthur Wittenmann, Hamburg, Esplanade 45, für das übrige Deutschland durch Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorothienstrasse 65. Bankkonto: Delbrück, Schilder & Co., Berlin W. Postscheckkonto: Berlin 28 489.

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 75.—, DG. 93.—

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 45.—, DG. 57.—

$\frac{1}{4}$ Seite RM. 25.—, DG. 31.—

$\frac{1}{4}$ Seite RM. 15.—, DG. 19.—

Vorzugsplätze wie Umschlagseiten, Anzeigen vor dem Text, erste und letzte Seite nach dem Text

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 90.—, DG. 114.—

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 50.—, DG. 62.—

$\frac{1}{4}$ Seite RM. 30.—, DG. 38.—

Bei 3 × Aufnahme 10 %, bei 6 × 20 %, bei 12 × 30 % Rabatt.

**„Sport und Gesundheit“ * „Ich
helfe Dir“ * „Für die Familie“ * „Zu-
friedenheit“ * „Nach der Arbeit“**

**Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen**

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

**Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Kreis Marienburg, Marienwerder
u. die Grenzmark Posen-Westpreußen**

**EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9**

Größtes Zeitungsausschnittbüro der Welt

Adolf Schustermann, Berlin SO16, Rungestraße 22-24

Gegründet 1891

* **liefert Ausschnitte aus dem textlichen u. Inseraten-
teil von 1000 Zeitungen u. Zeitschriften über jedes
Interessengebiet. Sonderabteilungen für Politik,
Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie, Baubranche.**

Erste Referenzen — Sachgemäße Bedienung

Verlangen Sie unverbindliches Angebot

[626]